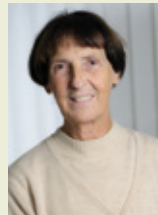


1.435 Milliarden Mark Mietzins im Monat Aufsatzthema 1942: „Der Unterschied zwischen Angst und Furcht“ Ausprobieren, begreifen, entdecken und gestalten Fast eine kleine Idylle Viel Kultur – wenig Schlachthof Heit is schee ... Begeisternd & vielfältig Schon gut, dass

Leonharder Lesebuch – meine Geschichte



sie ihre Kinder bei sich haben dürfen. Schule heute: Musik, Sport und mehr Farbe Eine höchst aufregende Zeit im Stadtteil Zusammenhalt & gegenseitige Unterstützung Das war jede Menge Handarbeit Aus Treffen entstanden langjährige Freundschaften Runter vom Sofa! Spuren gutmütig-schlitzohriger Zweckgemeinschaften In der Schule hießen sie uns olischer Charakter Häftlingsnummer 7700 45 Kinder in einer Klas rstand Konrad Schmerzhafte & glückliche Erinnerungen Raus aus dem Muff... Sorte: Extraordinär Hygiene in der Großstadt Abschalten & glücklich sein



Liebe Leserin, lieber Leser,

Jung und Alt aus vier Generationen haben für das Leonharder Lesebuch erzählt und geschrieben, über Geschichte und Gegenwart, über Erfahrungen, Eindrücke und Erlebnisse. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln spiegeln sie das vielfältige Leben im Stadtteil in fast 150 Jahren bis in die heutige Zeit wider.

Das Leonharder Lesebuch möchte Sie neugierig machen auf den Stadtteil, zu Gesprächen anregen und Sie ermuntern und einladen, selbst eine Geschichte beizutragen, denn das Lesebuch ist offen für weitere Geschichten aus dem Viertel.

Ihr Lesebuchteam Leonhard
Christine Gaberdan, Anton Kromer, Gabi Müller-Ballin

Kontakt: Stadtteilkoordination St. Leonhard-Schweinau, Frau Renate Popp,
Tel. 0911-2396340, E-Mail: Renate.Popp@Stadt.Nuernberg.de

Redaktion

Das Leonhard Lesebuchteam Christine Gaberdan, Anton Kromer, Gabi Müller-Ballin
in Zusammenarbeit mit der Stadtteilkoordinatorin Renate Popp, Stadt Nürnberg

Unser herzlicher Dank gilt der wbg Nürnberg GmbH für die großzügige Förderung des Stadtteilelesebuches, dem Team vom Medienzentrum Parabol für Rat und Tat bei der digitalen Arbeit mit Fotos und Dokumenten, Herrn Walter Wenisch, Rektor a.D. für das Korrektorat und der Stadtteilkoordination St. Leonhard-Schweinau der Stadt Nürnberg für die Finanzierung des Grafik-Designs.

Gestaltung: Susanne Stumpf, S. Stumpf Kommunikation & Design, Lauf

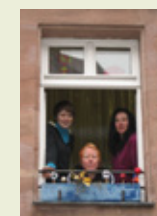
Herausgeber: SOS Kinderdorf e.V. im Mehrgenerationenhaus St. Leonhard-Schweinau
Schutzgebühr € 2,00

Nürnberg, 2011

Leonharder Lesebuch – die Geschichten

„Ich glaub, wir sind die letzten Leonharder“ – Alltagsgeschichten aus dem Viertel – von Ella Altmann	4	Mit dem KuRo auf Reisen – ein Erfolgsmodell – von Anton Kromer	27
Mit Kopf, Herz und Hand: das Kinder- und Jugendmuseum im Kachelbau – von Annette Beyer und Anja Kohn	8	Unsere erste Weinlese in der Villa Leon – von Anton Kromer und den Freunden des Kulturladens	29
Vom Dorf in die große Stadt – meine Kinder- und Jugendjahre in St. Leonhard – von Barbara Christ	10	Der türkische Seniorentreff in der Villa Leon – vorgestellt von Güngör Kuzeyli, Nazmiye Gibbs, Hatice Kocacenk, Uysal Hikmet, Elif Tuluk, Sükrüye Özdemir und Sermin und Hasan Kantar	30
St. Leonhard – Meine Geschichte – von Christine Gaberdan	12	Die Bäckerei Nachtrab – ein traditionsreicher Handwerksbetrieb – von Hans Nachtrab	34
Szenen aus dem Leonharder Friedhof – von Christine Gaberdan	14	Mädchen, Mädchen ... – aus einer Vision wird Wirklichkeit: der Mädchentreff in St. Leonhard – von Annette Pilotek und ihren Kolleginnen	36
Mein Leben in St. Leonhard – von Olga Grineva	15	Universum Kreuzerstraße – Eine Einladung – von Werner Pregler	38
„Traumräume“ – ein Kinder- und Jugendkulturfestival in St. Leonhard – von Hans Hunglinger	16	Unsere Leonharder Schule – von Christine Gaberdan, Stefano, Dennis, Abigail, Clarissa, Adriana und Aslihan	40
Endstation Finkenstraße: Jüdische Viehhändler in St. Leonhard und die Deportation am 10. September 1942 – von Gerhard Jochem	18	Frühe Migranten, oder auch: „Thaler, Thaler, du musst wandern von dem einen Land zum andern“ – von Klaus Thaler	44
Boris Khalfin – Zum ersten Mal in Deutschland. Im Zweiten Weltkrieg – von Olga Grineva	22	Franciszek Urbanik – Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg – von Gabi Müller-Ballin	46
Boris Khalfin – Zum zweiten Mal in Deutschland. Emigration – von Olga Grineva	24	„Sau raus, Kultur rein“ – ein Bericht aus der Zeit, als St. Leonhard erwachte – von Klaus Winkler	48
Ein Herzstück der Nürnberger Kultur – der KuRo in St. Leonhard – von Anton Kromer	26		

Das war jede Menge Handarbeit. Heut ist es schee ... Häftlingsnummer 7700. 45 Kinder in einer Klasse und der Zuckerstand Konrad. Ein symbolischer Charakter. In der Schule hießen sie uns Polaken. Aufsatzthema 1942: „Der Unterschied zwischen Angst und Furcht“. Schule heute: Musik, Sport und



gut, dass sie ihre Kinder bei sich haben dürfen. Raus aus dem Muff... Abschalten & glücklich sein. Hygiene in der Großstadt. Viel Kultur – wenig Schlachthof. Schmerzhaft & glückliche Erinnerungen. Heut ist schee ... Ausprobieren, begreifen, entdecken und gestalten. Zusammenhalt & gegenseitige

„Ich glaub, wir sind die letzten Loonharder“ – Alltagsgeschichte und Geschichten aus dem Viertel

erzählt von Frau Altmann, die seit mehr als 90 Jahren in Leonhard lebt, aufgeschrieben im Februar 2010

4 Ich glaub, wir sind die letzten Loonharder, meine beiden Schwestern und ich. Unsere Mutter kam im Jahr 1915 nach Leonhard. Ich besitze noch unser Mietbuch mit dem ersten Eintrag von 1917. Damals wohnten wir in der Lilienstraße 3 und hatten drei Zimmer. Bis 1970 war dort mein Zuhause.

1.435 Milliarden Mark Mietzins im Monat

In den Anfangsjahren gab es noch kein elektrisches Licht und keinen Strom aus der Steckdose. Damit man im Treppenhaus etwas sehen konnte, verpflichtete die Hausordnung jede Mietpartei bei Dunkelheit eine Petroleumlampe als Notbeleuchtung im Treppenhaus aufzuhängen. Am 3. Dezember 1923, als die Inflation sehr hoch war, zahlten wir für den Mietzins 1.435 Milliarden Mark. So ist es noch heute in dem alten Mietbüchlein zu lesen. Die Zimmer wurden mit Kohle geheizt. Wir hatten einen Kachelofen, der von der Küche aus befeuert wurde. Badezimmer und WC gab es nicht. Gebadet wurde in einem hölzernen Waschtrog in der Küche. Das Klo befand sich im Treppenhaus, eine Treppe tiefer als unsere Wohnung. Es war ein einfacher Abort aus Holz; neben dem Sitzbalken stand ein Eimer Wasser zum Nachspülen.

2 N 60 – Das Auto des Doktors

Im Nebenhaus, in der Lilienstraße Nr. 1, wurde 1927 die Leonharder Apotheke eröffnet. Zuvor stand an dieser Stelle eine Scheune, die zu einem der Bauernhöfe im Viertel gehörte. Es war die erste und einzige Apotheke in Leonhard. Vor ihrer Eröffnung gab es die Medizin entweder direkt vom Doktor oder man musste sich auf den Weg in die Stadt machen. Hausarzt in Leonhard war zu dieser Zeit Dr. Popp. Er wohnte in der Orffstraße 3 und war der einzige Arzt. Sein Auto musste vorne angekurbelt werden, um es zu starten. Das Autokennzeichen lautete 2 N 60 – daran kann man heute noch erkennen, wie wenige Autos es damals in der ganzen Stadt gab. Der Nachfolger von Dr. Popp war der Dr. Mielke, auf ihn folgte Jahre später dann Dr. Männlein. Als ich ein Kind war, erkrankte ein Mitglied unserer Familie schwer und es bestand akute Lebensgefahr. Mit Penicillin konnte der Hausarzt zum Glück wirksam helfen. Ich weiß noch, dass er einen Schlüssel für das Haus und für unsere Wohnung hatte und zweimal täglich und auch nachts zu uns zum Krankenbesuch kam. Es ist alles gut gegangen. Die Krankheit wurde überstanden. Einen Zahnarzt gab es damals nicht. Die Zähne hat uns der

Bader gezogen. Der Bader war ein Berufsstand, zuständig fürs Haarschneiden, fürs Rasieren und für die Bartpflege und für die Behandlung kleinerer Blessuren, einschließlich dem Zähneziehen, wenn's hier weh tat. Unser Bader in Leonhard hieß mit Nachnamen Bader. Zum Zähneziehen gingen die Leonharder in den 1920er Jahren also zum „Bader Bader“.

Mein Vater, ein Straßenbahnschaffner

Mein Vater hat bei der Straßenbahn als Schaffner gearbeitet. In Leonhard fuhren die Linie 3 und die Linie 13 – bis Victoriastraße. Vor dem Krieg gab es auch eine Schnellbahn. Sie trug vorne die Nummer 31 und hielt nur an ganz bestimmten Haltepunkten. Über den alten Bahnhof am Plärer bis nach Fürth verlief diese Straßenbahnlinie. In der Amberger Straße befand sich in dieser Zeit ein Straßenbahndepot. Heute ist dort ein Lastwagenmuseum untergebracht. Gerne erinnere ich mich daran, dass mich mein Vater manches Mal ins Gasthaus zum „Wilden Mann“ mitnahm. Dort aßen wir saure Nierle, die schmeckten köstlich.

45 Kinder in einer Klasse

Zur Schule gingen wir im Loonharder Schulhaus in der Schweinauer Straße. Es steht heute noch genauso da wie in den 1920er Jahren. Wir waren 45 Schüler und Schülerinnen in der Klasse, das war ganz normal. Unser Lehrer hieß Dossler und er wurde von einem Hilfslehrer in seiner Arbeit unterstützt. Von unserem Zuhause in der Lilienstraße zur Schule hatten wir es nicht weit. Auf dem Weg dorthin kamen wir immer am Zuckerstand Konrad vorbei. Bei ihm gab es Zuckerstangen und Bonbons. Unsere Hausaufgaben haben wir drei Schwestern am Küchentisch gemacht. Meine älteste Schwester durfte anschließend an ihre Schulzeit die Kinderpflegerinnenschule besuchen. In jeder Familie gab es zu meiner Kinderzeit mindestens drei Kinder, meistens waren es mehr. Da die Wohnungen klein waren, hieß das: Hinaus auf die Straße zum Spielen und Toben, an Spielkameraden und Gesellschaft fehlte es uns nicht.

Mädchenstunde im alten Gemeindehaus

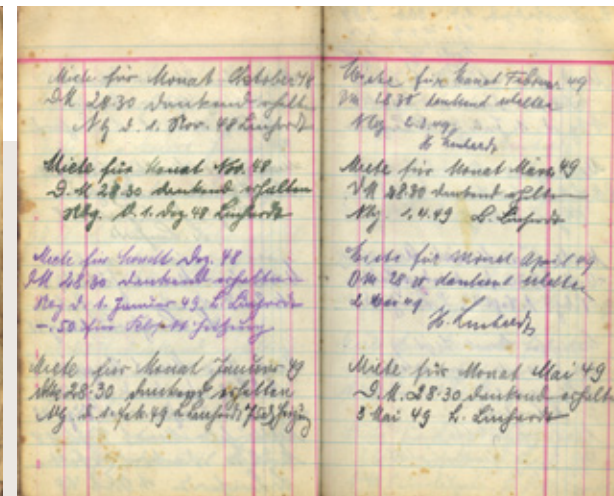
Im alten Gemeindehaus von Sankt Leonhard gab es eine Mädchenstunde mit Gemeindegewand. Dort gingen wir gerne hin. Es wurde vorgelesen und es gab einen Kachelofen, in dem für uns Kartoffeln und Äpfel gebraten wurden. Außerdem haben wir verschiedene Spiele gemacht. Eins unserer Lieblingsspiele war „Schokoladenessen“. Das ging so: Eine Tafel Schokolade

Ella Altmann
(Quelle: privat)



1.435 Milliarden Mark Mietzins im Monat

Mietbuch der Familie Altmann (Quelle: privat)



– damals etwas ganz Besonderes – lag fest in Zeitungspapier verpackt und verschnürt auf einem Tisch, um den wir Kinder saßen. Mit dem Würfel – die 6 gewann – haben wir reihum ausgewürfelt, wer dran war und sich mit Messer und Gabel ausgestattet ans Öffnen der Tafel Schokolade machen durfte. Damit dies nicht ganz so leicht war, musste jedes Kind, das die 6 gewürfelt hatte, vorher noch eine Wollmütze und Handschuhe anziehen.

Wintervergnügen

Im Winter vergnügten wir uns auch gerne auf dem zugefrorenen Becken des Alten Kanalhafens, der sich bis ungefähr Mitte der 1950er Jahre an der Rothenburger Straße befand. Zum Schlittschuhfahren befestigten wir an den Sohlen und Absätzen unserer Winterstiefel Kufen aus Metall. Das temporeiche, wilde Toben auf der holprigen Eisfläche machte uns großen Spass, aber unseren Stiefeln bekam das meistens nicht so gut. Die Sohlen wurden beschädigt und vor allem die Absätze der Stiefel rissen leicht ab, weswegen die Kufen den Spitznamen „Absatzreißerle“ erhielten. Immerhin hatten diese Metallkufen den Vorteil, dass sie für fast jede Schuhgröße passten. Weil Kinderfüße ja schnell wachsen, war das eine feine Sache.

Gstechla, Artisten und ein Tigersprung

Was wir nach der Schule und nach den Hausaufgaben in unserer freien Zeit sonst noch so machten? Es gab in Leonhard eine kleine Kreidefabrik. Dort haben wir Kinder uns abgebrochene Kreidestücke abgeholt und damit auf dem Pflaster gemalt. Die Bahnunterführung war die Grenze zwischen Leonhard und Schweinau. Hier gab es immer wieder „Gstechla“

zwischen den Kindern. Ein „Gstechla“ war ein Kräfteressen zwischen verschiedenen Gruppen und es zeigte auch, wer zu wem und wohin gehörte. Eine „Attraktion“ für uns Kinder im Viertel war der Hoho. Er war ein Leonharder Original. Stets trug er einen alten Soldatenmantel und so zog er bis 1930 durch die Straßen von Leonhard. Besonderes Vergnügen bereitete uns Kindern die Olympiaschau und die Germaniaschau. Artisten zeigten ihre Kunst an Laternenmasten. Ich erinnere mich, dass 1927 oder 1928 der Circus Sarassani auf dem Pferdemarkt am Schlachthof ein Gastspiel gab. Einer seiner Tiger ist damals dem Circus entlaufen und in Richtung Alter Kanal gerannt. Der Tiger wurde natürlich gejagt und bei dieser Verfolgungsjagd sprang er durch ein Fenster der Gaststätte am Pferdemarkt hinein und wieder hinaus. So bekam die Wirtschaft im Volksmund den Namen „Gasthaus zum Tigersprung“. An einem Zaun mit Eisenstangen hat sich das Raubtier schließlich bei einem Sprung verletzt und sich dabei den Bauch aufgeschlitzt.

Wiesen, Äcker, Gärten und Soldaten

Wo sich heute der neue Teil des Friedhofs befindet, waren vorher Wiesen, in denen wir spielen konnten. Mittags zwischen 12 und 14 Uhr wurde der Friedhof geschlossen. Der Friedhofsschaffner hatte eine Trompete und blies mit ihr Punkt 12 Uhr, sodass jeder wusste, nun wird der Friedhof zugesperrt. Am Friedhof gab es viele kleine Fachwerkhäuser, die nach dem Krieg abgerissen wurden. Heute würde vieles nicht mehr abgerissen, denke ich. Bis zur Höhe Heinrichstraße/Rothenburger Straße waren überall Äcker und Wiesen und Gärten. Einige Schweine waren da und auch an einen Truthahn erinnere ich mich. Unsere Familie hatte einen Garten gegenüber der Kaserne, er war 1200 Quadratmeter groß. Die Wallensteinstraße

5



Heinrich Altmann,
Straßenbahnschaffner
(Quelle: privat)

war damals noch ein Sandweg. Sonntags zogen die Soldaten aus der Kaserne mit Musik zur Kirche. Aus der Zeit des 1. Weltkriegs gab es auf dem Kasernengelände noch ein Pferdelazarett. Im Sommer sind wir zu Fuß oder in Turnschuhen über die Felder nach Gebersdorf gelaufen, um dort im Flussbad zu schwimmen.

Wie Perlen auf einer Schnur

Stellen Sie sich vor, wie Perlen auf einer Schnur gab es in Leonhard bis in die 1970er Jahre hinein – bis die Supermärkte aufkamen und immer mehr Platz einnahmen – eine Vielzahl von Einzelhandelsfachgeschäften. Fast in jedem Haus war ein Geschäft und alle haben sie „ihren Mann ernährt“. In der Georgstraße gab es ein Hutgeschäft; das Hutgeschäft von Fräulein Sturm. Die jungen Mädchen und Frauen kauften dort ihre Hüte. Heute befindet sich hier das Stadtteilbüro. Alles was Mann, Frau und Kinder das Jahr über brauchten, konnten wir in Leonhard einkaufen. Es gab das Bekleidungsgeschäft Küspert Ecke Leopold-/Schwabacher Straße, nach dem Krieg kam an seine Stelle das Modegeschäft Bühling. Ich erinnere mich auch noch gut an das Wollgeschäft Lang in der Schweinauer Straße und an das Schuhgeschäft Streets am Leonhardsplatz neben Kaiser's.

„Kaiser's Kaffee“, eines der schönsten Geschäfte in Leonhard

„Kaiser's Kaffee“ war eines der schönsten Geschäfte. Die Regale hatten Schubkästen, die mit goldfarbenen Etiketten beschriftet waren. In den Schubkästen lagerten Salz, Zucker, Kakao, Reis und Nudeln. Je nach Menge, wie viel die Kundschaft wünschte, wurden 100 Gramm oder ein halbes Pfund oder mehr in Papiertüten abgewogen und verkauft. 1961, als die Sparkasse am Leonhardspark gebaut wurde, ist „Kaiser's Kaffee“ abgerissen worden. Heute befindet sich an dieser Stelle eine Eisdielen.

Gries und Linsen, Petroleum und Gurken

An der Ecke Lilienstraße/Wilhelmstraße war das Lebensmittelgeschäft Neudorfer. Auch hier wurden die Lebensmittel offen angeboten. Die Hausfrau kaufte ein halbes Pfund Gries oder ein halbes Pfund Linsen. Auf dem Tisch im Verkaufsraum lag die Blockschokolade, einträchtig daneben standen die Gläser mit Gurken und Rollmöpsen und daneben wieder stand ein Fass mit Petroleum, das Frau Neudorfer für die Kundschaft in kleine Kannen, die von zu Hause mitgebracht wurden, abgepumpt hat.

... und immer eine Scheibe Gelbwurst für die Kinder

Eine „Institution“ im Viertel war die Metzgerei Rupprecht. Jedes Kind hat von den Metzgerleuten bei jedem Einkauf mit der Mutter eine Scheibe Gelbwurst bekommen, selbst in den schlechtesten Zeiten während und nach dem Krieg. Klar, dass jede Familie dort gerne hinging und die kinderfreundliche Metzgerfamilie bis heute in bester Erinnerung geblieben ist. Es gab in Leonhard auch eine Molkerei und einige Milchgeschäfte. Auch hier wurde die Milch offen verkauft. In jeder Familie gab es im Schrank eine Milchkanne aus Blech – mit Deckel und Henkel. Es gab Milchkannen, in die ein halber Liter und andere, in die ein Liter Milch hineinging. Das Milchgeschäft bekam die Milch von der Molkerei, in großen Blechkannen; aus diesen wurde dann mit einer trichterförmigen Schöpfkelle aus Blech, die geeicht war, je nach Wunsch ¼ oder ½ Liter Milch oder mehr abgemessen. Milch holen war eine typische Aufgabe für uns Kinder. Vor allem machte es Spaß mit der Milchkanne zu schlenkern. Wenn wir dabei aber Milch verschütteten, war es nicht mehr so spaßig.

Backen beim Bäcker

Und viele Bäckereien gab es in Leonhard. Besonders gut schmeckte uns das Holzofenbrot, das es bei Frau Rachinger in ihrem „Landbrotparadies“ zu kaufen gab. Das Besondere war, dass sich Frau Rachinger aus dem Fränkischen mit den verschiedensten Brotspezialitäten beliefern ließ. Jeden Tag hatte sie ein andere Spezialität im Angebot. Weil unser Holzofen zu Hause keinen Backofen hatte, brachte unsere Mutter am Samstagvormittag den Schatt – das war ein Marmorkuchen – zum Backen zum Bäcker Nachtrab. Die Bäckerei war praktisch um die Ecke. Durch das Backen roch es in der Bäckerei unheimlich gut. So einen Duft findet man heute kaum noch. Und die Backwaren schmeckten wirklich viel besser als das meiste, was man heute an Brot, Brötchen oder Kuchen kaufen kann.

Der Fotograf

Neben der Bäckerei Nachtrab war der Fotograf Simon. Von ihm hat sich jeder Leonharder fotografieren lassen. Er machte in seinem Geschäft bis in die 1950er Jahre tolle Studioaufnahmen. Ein Foto war damals etwas ganz Besonderes. Zu bestimmten Familienanlässen wie Hochzeit, Taufe, runder Geburtstag, Konfirmation oder zu Beginn der Lehrzeit ging man zum Fotografen ins Studio und ließ sich ablichten. Herr Simon hatte verschiedene Kulissenwände – zum Beispiel mit einem Wald oder mit dem Meer –, die man sich als Hintergrund für die Aufnahme



Ella Altmann, Klassenfoto (Quelle: privat)



Zur Erinnerung an die Goldene Konfirmation (Quelle: privat)

45 Kinder in einer Klasse und der Zuckerstand Konrad

auswählen konnte. Wenn es gewünscht wurde, kam Herr Simon auch in die Wohnung und fotografierte direkt vor Ort. Dass man privat einen Fotoapparat hatte, das kam etwa so um die 1960er Jahre. Meine Eltern haben sich von Herrn Simon zu ihrer Silberhochzeit ein Hochzeitsfoto im Atelier machen lassen. Und auch einen Optiker hatten wir, den Optiker Schlemmer. Er ist in Leonhard geboren; heute ist der Optiker Schlemmer noch in der Nürnberger Innenstadt zu finden.

Handwerksbetriebe und Werkstätten

In der Lilienstraße 3, in dem Haus, in dem ich viele Jahrzehnte wohnte, war ein Kurzwarengeschäft, dort wurden Knöpfe, Nähzeug, Reißverschlüsse und Stoffe verkauft. Dieses Geschäft war 1927 eröffnet worden. Vorher befand sich an dieser Stelle eine Werkstatt, eine Schlosserei. Das war ganz typisch in Leonhard. In den Hinterhöfen waren oft kleine Handwerksbetriebe, z. B. eine Schreinerei. Werkstätten gab es wirklich viele. Ich erinnere mich auch an eine Alteisen-sammlung in der Sündersbühlstraße mit einem Stall und 2 Pferden fürs Fuhrwerk. Das wurde gebraucht, um das Alteisen einzusammeln und transportieren zu können. An der Ecke Lilien-/Schwabacher Straße, rechts gegenüber von der Apotheke war die Polsterei Renner. Hier wurden Polstermöbel mit neuen Stoffen überzogen und es gab Wandfarben zu kaufen, später auch Tape-ten und verschiedene Dinge zur Dekoration des Zuhauses, wie Bilderrahmen oder Blumenvasen.

Ein unvergesslicher Wäscheduft

Ein Geschäft, das mir bis heute in besonderer Erinnerung geblieben ist, ist das Wäsche-geschäft Schink. In ihm umging uns immer ein ganz besonderer Geruch, der mir noch heute in die Nase steigt, wenn ich an Einkäufe dort zurückdenke. An seinem Eingang glänzte eine schwarze Tafel aus Marmor mit goldfarbenen Schriftzügen, die auf die verschiedenen Abteilungen hinwiesen. Es gab elegante Unterwäsche, Tischwäsche und Bettwäsche. Die verschiedenen Stoffe waren auf alten Holztischen hin drapiert. Unvergesslich gut haben die Inlets gerochen. Ein Inlet ist ein Überzug aus rotem, doppelt gewebtem, leicht gewachstem Tuch für Kopfkissen und Zudecken (Bettdecken). Ein Inlet brauchte jeder, denn dorthinein kamen die Gänsefedern. Das Inlet schützte davor, dass die Federn durch den Bettüberzug hindurch stachen und beim Schlafen pieksten. Jede Familie hatte damals Federbetten. Im Viertel gab es auch eine Weißnäherei. Man kaufte sich die Stoffe und ließ daraus in der Weißnäherei Schlafanzüge und Bettwäsche anfertigen. Und Büglerinnen gab es, die bei sich zu Hause in der Wohnung die Hemdenkrägen der Männerhemden bügelten. Beim Ziegelensberger wurden die Stoffe für Herrenanzüge eingekauft. Damals gab es noch keine Bekleidung „von der Stange“.

In Leonhard gab es auch zahlreiche Viehhändler, nachdem hier der Nürnberger Schlachthof – 1891 – eröffnet worden war. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mit Kopf, Herz und Hand: Das Kinder- und Jugendmuseum im Kachelbau

von Annette Beyer und Anja Kohn

8 „Ich fand es gut, dass man so viel ausprobieren konnte!“ – „Hier komme ich noch mal mit meinen Eltern und meinen Geschwistern her!“ – „Ich wusste gar nicht, dass Museen so spannend sein können!“ – Das sagen viele Kinder nach ihrem Besuch im Kindermuseum im „Kachelbau“. Sie fühlen sich hier wohl – in einem Raum, der ihrem Forscherdrang entspricht – an einem Ort zum Ausprobieren, Begreifen, Entdecken und Gestalten.

Den Alltag der Urgroßeltern meistern

Im April des Jahres 2001 war es endlich soweit! Das Kinder- und Jugendmuseum Nürnberg konnte in die Räume des Werkstattgebäudes des ehemaligen Schlachthofes in der Michael-Ende-Straße 17 in St. Leonhard einziehen. Vielseitig und spannend ist hier das Angebot zum Ausprobieren und Mitmachen für die Kinder. Im 1. Stock befindet sich eine Ausstellung „Wie es früher war: der Alltag der Urgroßeltern“ mit einer voll funktionsfähigen Bäckerei, einem Kolonialwarenladen und einer Küche, in der wir mit den Kindern Kartoffelsuppe kochen, Butter schlagen und Gerstenkaffee rösten und anschließend gemeinsam essen. In einem nachgebauten Hinterhof, wie er früher typisch war, können wir die alte Wäsche wie bei Urgroßmutter fachgerecht waschen – mit Waschbrett, Stampfer, Handbürste und Kernseife. Nebenbei werden alte Kinderspiele wie Stelzenlaufen und Seilhüpfen ausprobiert. Im Kinderpostamt wird geschrieben, gestempelt und telefoniert. Spielerisch erfahren die Kinder viel über das Leben vor 50 oder 100 Jahren und über die Probleme, die es zu meistern galt. Wir diskutieren darüber gemeinsam und vergleichen die Zeit von damals mit dem alltäglichen Leben von heute.

Schatzkammer Erde

In unserer „Schatzkammer Erde“, die sich einen Stock höher befindet, bieten wir anschaulich und handlungsorientiert ökologisches Basiswissen an. Praktisch heißt das, in einem begehbaren Periodensystem werden die Elemente als die wahren Schätze der Erde vorgestellt. Um deren Kombination, Kreisläufe, Funktionen in lebenden Organismen und toter Materie zu verstehen, gibt es ein Gewächshaus mit Pflanzen und Tieren, ein begehbare Zellmodell, einen Fotosynthesebaum, der sprechend seine Funktionen erklärt und eine Computerrecyclingwerkstatt. In einer Laborsituation kann alles unter die Lupe genommen und können die entsprechenden Versuche gemacht werden. Das begeistert die Kinder.

Das „Museum im Koffer“

Die zahlreichen positiven Äußerungen der Kinder sind ein Kompliment an das Kinder- und Jugendmuseum, aber auch an den gemeinnützigen Trägerverein des Kindermuseums, das Museum im Koffer e. V., der Anfang der 1980er Jahre in Deutschland Pionierarbeit darin geleistet hat, Kindern handlungsorientiert Wissen zu vermitteln. Die Gründung des Trägervereins geht zurück auf Kristine Popp, die, angeregt durch die Montessori-Pädagogik, schon 1980 damit begann, authentische, zeitgeschichtliche Gegenstände zu verschiedenen Themenbereichen zu sammeln. 1983 gründete sie das erste mobile Kindermuseum unter dem Namen „Museum im Koffer“. Nach wie vor fährt das Museum im Koffer mit seinen historischen, naturwissenschaftlichen oder völkerkundlichen Projekten in Schulen, Bibliotheken und zu verschiedenen Veranstaltungen. Die Kinder reisen zum Beispiel mit den Themen Steinzeit und Kelten zurück in die Ur- und Frühgeschichte der Menschheit, werden zum Handwerker in Gutenbergs Druckwerkstatt und der mittelalterlichen Papierwerkstatt. Sie begegnen fremden Kulturen aus anderen Kontinenten oder starten als „Astronauten“ Wasserraketen auf dem Schulhof. Die Schülerinnen und Schüler erhalten dabei viel Zeit für die Erkundung der Exponate, die durch ihre Ästhetik, Geschichte und Einbindung in den jeweiligen Themenbereich zur Beschäftigung motivieren.

Mit Kopf, Herz und Hand

Wie im Kinder- und Jugendmuseum sind die Grundprinzipien des Museums im Koffer: Kopf und Hand sollen zusammenarbeiten. Alle Sinne werden angesprochen. Alle Kinder sind beteiligt. Komplexe Sachverhalte sollen mit Hilfe beispielhaft zusammengestellter, weitgehend originaler Gegenstände begreifbar und erfahrbar gemacht werden. Das macht Spaß und glückliche Kinder!

Ausprobieren, begreifen,
entdecken, gestalten

Wenn Sie mehr über uns erfahren oder Kontakt mit uns aufnehmen möchten – Hier sind wir für Sie erreichbar:

Kinder- und Jugendmuseum Nürnberg, Museum im Koffer e. V.
Michael-Ende-Straße 17, 90439 Nürnberg
Tel.: 0911-60004-0; Fax: 0911-60004-59
info@museum-im-koffer.de
<http://www.kindermuseum-nuernberg.de>
<http://www.museum-im-koffer.de>
<http://www.schlaufroesche.de>



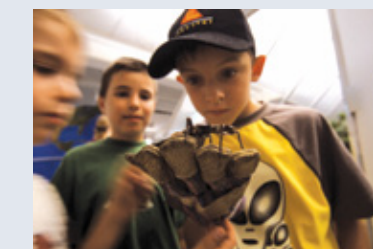
Große Wäsche (Foto: Kindermuseum)



Kaufladen (Foto: Kindermuseum)



Kaufladen (Foto: Kindermuseum)



Junge Insektenforscher (Foto: Kindermuseum)



9

Vom Dorf in die große Stadt – meine Kinder- und Jugendjahre in St. Leonhard

von Barbara Christ

10 **N**ein Jahre war ich alt, als meine Familie aus Zyrowa, einem kleinen Dorf in Polen, 1962 nach St. Leonhard kam. Kurz vor Weihnachten zogen meine Eltern mit uns fünf Kindern in eine Zwei-Zimmerwohnung in der Kollwitzstraße ein. Wir gehörten zur Gruppe der Spätaussiedler, die zu Beginn der 1960er Jahre aus Oberschlesien, aus dem Sudetenland und aus dem Banat nach Deutschland kamen. In der Kollwitzstraße fanden viele Familien eine erste Unterkunft.

Mit den Nachbarn teilen

Viel Platz hatten wir zu siebt in der Zwei-Zimmerwohnung nicht. In Stockbetten lagen wir zum Schlafen wie die Heringe nebeneinander. Mit einer weiteren Familie hatten wir die Eingangstüre, den Flur und das Bad gemeinsam. In einer kleinen Kochnische, die notdürftig eingerichtet war, kochte die Mutter das Essen für uns, so wie wir es aus Oberschlesien kannten: mit Kartoffelknödeln und viel Weißkraut.

Ein qualvolles Jahr in der Klosterschule

Besonders schlimm für mich war das erste Jahr. Kaum in der Kollwitzstraße eingezogen, wurde ich wenig später, gleich nach den Weihnachtsferien, mit meiner älteren Schwester in eine Klosterschule in Altenhohenau im Kreis Rosenheim geschickt, wo wir Deutsch lernen sollten. Ein Jahr verbrachten wir dort. Es war eine schlimme Zeit. Wir mussten viel beten. Polnisch miteinander reden durften wir nicht. Taten wir es trotzdem und wurden wir dabei erwischt, gab es Prügel. Unsere Briefe nach Hause wurden zensiert. Ich konnte eine Käsesuppe, die es dort zu essen gab, nicht vertragen und erbrach sie – das Erbrochene musste ich aufessen. Das war furchtbar. Es war sehr schlimm. Nach einem langen, qualvollen Jahr ging es zurück nach Leonhard zur Familie und ich wurde eingeschult.

Außenseiterin

Ich kam in die 4. Klasse ins Leonharder Schulhaus in der Schweinauer Straße. Mit unseren Kleidern, gebrauchten Sachen aus der „Caritas Boutique“, und weil wir trotz intensiven Deutschlernens in der Klosterschule noch nicht so fließend Deutsch sprechen konnten, waren wir immer als andere, als Fremde erkennbar. Ich fühlte mich in der Klasse und im Schulhof im-

mer als Außenseiterin. Die Eltern haben uns eingeredet, wir sind Deutsche, so sollten wir auftreten, als Deutsche. Aber in der Schule hießen sie uns Polaken. Auch die Lehrer hatten eine gewisse Abneigung gegen uns, weil sie mehr Arbeit mit uns hatten. Meine Rechenaufgaben stimmten nie. Das lag daran, dass wir im Polnischen anders zählen. Hier heißt 21 nicht einundzwanzig sondern zwanzig eins. Ich kam immer durcheinander und machte viele Fehler. Wenn wir im Deutschunterricht mit Vorlesen dran waren, wurden wir wegen unserer Aussprache ausgelacht. Unsere deutschen Mitschüler und Mitschülerinnen amüsierten sich prächtig. Für mich war das überhaupt nicht spaßig.

Kulturschock

Wir waren aus einem kleinen Dorf aus Oberschlesien in die große Stadt gekommen. Holten wir dort das Wasser vom Dorfbrunnen und fuhren es mit dem Leiterwagen nach Hause, gab es in unserer neuen Wohnung fließendes Wasser. Zum ersten Mal hörten und sahen wir in unserem Viertel eine Straßenbahn. Eine Ampel hatten wir nie zuvor gesehen. Wir mussten lernen uns im Straßenverkehr zurechtzufinden. Für mich war das alles ein richtiger Kulturschock. Niemand hatte mit uns Kindern vorher über das neue Zuhause gesprochen oder uns darauf vorbereitet. Im Dorf kannten wir uns alle und alles war uns vertraut. Jetzt war uns vieles fremd und machte uns Angst.

Eingekauft haben wir im Konsum. Die vielen abgepackten Waren und die Selbstbedienung waren etwas Besonderes für uns. In unserem Dorf gab es nur einen ganz kleinen Laden, in dem die wichtigsten Grundnahrungsmittel verkauft wurden. Von zu Hause brachten wir Papiertüten mit, in denen aus großen Schütten Zucker oder Mehl eingefüllt und anschließend abgewogen wurde. Um Mitternacht hat sich unsere Mutter beim Metzger angestellt, damit sie am nächsten Früh noch einen Knochen bekam, aus dem sie eine Suppe kochte. Und jetzt dieses große vielfältige Angebot im Konsum. Nie zuvor hatte ich Bananen gesehen. Jetzt aß ich die erste. Ich hatte mir „Wunder was“ darunter vorgestellt und war total enttäuscht. Es war eklig, so matschig.

Ein Völkchen für sich

In Leonhard blieben meine Eltern in ihrer Gruppe, den Oberschlesiern, und so machten es auch die Sudetendeutschen und die Banater Schwaben. Eigene, neue Bekanntschaften schlossen meine Eltern nicht. Die Oberschlesier bildeten eine richtige Clique. Es kamen immer mehr

nach – meine Oma kam zu uns, Tanten und Onkel kamen. Wir hatten oft ein „volles Haus“. Es wurde aufgetischt und wenn der Besuch gegessen hatte, durften wir essen. Innerhalb von drei bis vier Jahren waren viele Verwandte meiner Eltern nach Leonhard umgesiedelt. Viele von ihnen sind aber auch wieder aus Leonhard weggezogen, nach Langwasser oder sie zogen ganz aus Nürnberg weg, in Städte im Ruhrgebiet.

Zuhause

1964 ist meine Familie von der Kollwitzstraße in die Ossietzkystraße umgezogen. Die Häuser und Wohnungen waren neu gebaut. Es gab Grünflächen. Jetzt konnten wir uns viel freier bewegen, draußen Gummihupf spielen, den nahe gelegenen Sportplatz oder das Freizeithaus besuchen. Sonntags gingen wir in die katholische Sankt Bonifazkirche zum Gottesdienst, zu Pfarrer Müller. In der Pfarrei gab es auch eine Jugendgruppe. Dorthin gingen wir einmal in der Woche. Wir haben gemeinsam Spiele gemacht, miteinander gesungen und einmal führte uns ein Ausflug auf die Burg Feuerstein. 1966/67 wurden wir aus der Schule in der Schweinauer Straße ausquartiert nach Gostenhof in die Knauerschule. Wenn ich nun mit der Straßenbahn von der Knauerschule nach Hause in die Ossietzkystraße fuhr, habe ich mich heimisch gefühlt. Ich kam nach Hause.



Barbara mit Eltern, Oma und Geschwistern (Quelle: privat)



Ansichten aus der „Parkwohnanlage Nürnberg-West“ (Quelle: Joseph Haas: Eine grüne Oase mitten in der Stadt. Parkwohnanlage Nürnberg-West. In Gut Wohnen, Ausgabe März 1967 / Heft 3, S. 7–10.)



Barbara, 1964 auf dem Balkon der elterlichen Wohnung in der Ossietzkystraße (Quelle: privat)

Von der Stadt erneut aufs Dorf

Meine Eltern haben beide gearbeitet. Mein Vater war Schreiner und konnte bald in einer Möbelfabrik in Leonhard anfangen. Meine Mutter hat im Verkauf gearbeitet, in der Stadt, beim Kaufhof und beim Hertie. Beide wollten möglichst schnell ein eigenes Haus auf dem Land. 1967 war es so weit. Meine Eltern zogen mit uns aus der Ossietzkystraße fort in den heutigen Landkreis Fürth, nach Wilhermsdorf, in ein eigenes Haus. Das Grundstück gehörte der Sankt Josefs-Stiftung. Über diese Stiftung kamen weitere Familien aus Oberschlesien und dem Sudetenland in die neue Siedlung. Auch Verwandte von uns. Ich war inzwischen 14 Jahre alt und es wurde für mich besser. Ich wurde selbstständiger. In Wilhermsdorf ging ich noch ein halbes Jahr in die Volksschule. Auch hier war ich wieder Außenseiterin, denn jetzt fiel ich mit meinem Minirock im Dorf auf. Nach Beendigung der Schulzeit begann ich in Fürth eine Lehre bei der Firma Schickedanz und verdiente nun mein erstes eigenes Geld.

In der Schule hießen sie uns Polaken



11

St. Leonhard – Meine Geschichte

von Christine Gaberdan

12 Aufgewachsen im St. Leonharder Friedhof, bin ich schon als Kind mit Trauer und Ängsten konfrontiert worden, besonders während des Krieges. Bombenangriffe, Zerstörung und Tod waren Alltag für mich.

Kindheit im Krieg

Wir wohnten im Leichenhaus im 1. Stock in einer 3-Zimmer-Wohnung mit schiefen Wänden. Eine Großfamilie. Es war selbstverständlich, dass der Kinderwagen zwischen die Grabreihen geschoben wurde, damit das Kind Licht, Luft und Sonne bekam, nach den Aufenthalten in den muffigen Kellern und im Bunker. Die größeren Kinder nahmen den Friedhof als Abenteuer-spielplatz in Beschlag, und die Spiele dort waren immer aufregend. Einmal wurde ich in einem Keller in der Nähe verschüttet und von einem Granatsplitter verletzt. Ich hatte Todesangst, in dieser feuchten Finsternis zu sterben. Aber nach einiger Zeit hat mich eine Schulfreundin aufgespürt und ausgegraben. Zweimal wurde der Friedhof mit der Kirche bombardiert und zerstört. Plötzlich hatten unser Bad und unser Schlafzimmer keine Wände mehr, und wir hausten wie in einem Zelt, mit Pappe und Betttüchern nach außen hin provisorisch abgeschottet und geschützt.

Ein Festmahl

Über Wasser gehalten wurden wir durch unseren Garten, der hinterm Friedhof lag, dort, wo heute die Webersgasse verläuft. Mein Vater zog Gemüse, Kartoffeln, Zwiebeln, Kohl, manchmal Tomaten und Kräuter; in Ställen hatte er Hasen, Hennen und Tauben. An besonderen Feiertagen gab es immer Hasenbraten, meine Freunde! Aber zu dieser Zeit aßen wir alles, was essbar war. Für uns waren es wirklich Hungerjahre. Da war das Rädchen Gelbwurst von unserem Metzger, das er manchen Kindern immer in den Mund schob, eine willkommene Abwechslung. Kurz vor Kriegsende ging ich im März 1945 zur Kommunion und der Metzger schenkte mir einen ganzen Ring Stadtwurst. Das war für unsere ganze Familie ein Festmahl.

Nach dem Krieg gab es für Schulkinder einmal am Tag eine warme Mahlzeit, die Quäkerpeise, die von den Amerikanern gesponsert wurde. Mit ihr haben die meisten Kinder noch die restliche schwere Zeit überlebt.

Fast eine kleine Idylle



Im Kinderwagen zwischen Grabreihen (Quelle: privat)

Jugendspäße

In meinen Flegeljahren verschreckte ich die Passanten, indem ich Wasser über die Friedhofsmauer spritzte. Im Herbst erschreckte ich sie mit einem ausgehöhlten Kürbis mit einer Kerze darin und einem Betttuch außen herum, das Ganze auf ein Gestell genagelt. Damit ging ich hinter der Friedhofsmauer auf und ab. Ich hatte auch ein Lagerle auf einem Baum gebaut, mit einer Kiste für meine Bücher; und zwischen die Äste spannte ich ein Seil, das war meine Hängematte, in der ich geruhsam lesen konnte. Mein Vater nahm mir meine Bücher immer ab und sagte, ich solle mit meiner Zeit etwas Besseres anstellen als dem lieben Gott die Zeit zu stehlen. Dass mir Gott die Zeit schenkte, habe ich natürlich erst später gemerkt.

Arbeiten auf dem Friedhof

Von 1953 bis 1956 machte ich eine Gärtnerlehre und nach dem Tod meines Vaters übernahm ich im Jahr 1962 die Leichenwärterstelle auf dem Friedhof von St. Leonhard. Es dauerte viele Jahre, bis ich mich an diese Art von Arbeit gewöhnt hatte; immer Trauer, immer Gespräche mit Hinterbliebenen über den Tod und über die Art, wie man am schnellsten die Trauer bewältigen kann. Ich war ein sehr lebenslustiger Mensch, und dies war ein starker Gegensatz.



Blick auf die zerstörte Kirche St. Leonhard (Quelle: privat)



Arbeiten auf dem Friedhof (Quelle: privat)



Leichenzug in den 1950er Jahren (Quelle: privat)



Die Kirchweih beginnt mit einem Gottesdienst auf dem Friedhof (Quelle: privat)

In meinen Anfangsjahren waren die Beerdigungen noch feierlicher und würdevoller. Der Sarg stand mit Kränzen und Blumen geschmückt in der Halle, die Musik spielte zum Ein- und Auszug und dazwischen noch einen Choral, wobei „So nimm denn meine Hände und führe mich“ durchaus der Renner war, bei dem die meisten Tränen flossen. Wir mussten uns immer verständigen, welche Leistungen bei den verschiedenen Beerdigungen gewünscht wurden und hatten hierfür natürlich unser eigenes Abkürzungssystem, das jeder von uns verstand, das aber für einen Außenstehenden unbegreiflich war. Z. – gr D – kl. D 2V – 4V – Mu Pf fr usw. Der Kondukt wurde vom diensthabenden Totengräber angeführt, dann kam der Mesner, der das Kreuz trug, danach der Pfarrer im Ornat, dann folgte der Sarg auf einer Bahre mit schwarz-silberner Decke geschmückt, getragen von vier Männern, die einen besonderen Hut und eine Schärpe um die Brust trugen, ebenfalls in schwarz-silbern. Anschließend kamen die Angehörigen, die Freunde und Bekannten. So ging der Trauerzug unter Glockengeläute zum offenen Grab.

In all den Jahren haben sich auch der Grabschmuck und die Bepflanzung geändert. Zum Beispiel gab es jahrzehntelang keine Hortensien mehr, aber inzwischen werden sie wieder angepflanzt wie auch der Buchs, dessen Wurzelwerk so dicht ist, dass man bei einer Urnenbeisetzung beim Öffnen des Grabes nur geflucht hat. Den schönsten Schmuck hat es immer an der Kirchweih gegeben, wenn fast jeder Grabbesitzer um die Einfassung seines Grabes Blütenköpfe von Dahlien legte, in allen Farben des Regenbogens – der Friedhof als Blumenmeer.

Veränderungen im Viertel

In den 1960er Jahren war St. Leonhard fast noch eine kleine Idylle, es gab noch mehr Grün im Stadtteil. Vor der Kirche standen viele Bäume und dichtes Buschwerk, Leonhardspark genannt nach dem dortigen Gasthaus mit großem Saal und Biergarten. Neben der Gaststätte befand sich das wunderbare „Kaisers Kaffeegeschäft“ mit seinen vielen Schubladen und ihren goldglänzenden Griffen, die, wenn sie geöffnet wurden, viele Düfte und Köstlichkeiten hervorbrachten. Entlang der ganzen Schwabacher Straße war auf beiden Seiten eine Allee, in der Mitte bimmelte die Straßenbahn und viele kleine Geschäfte säumten die Straße – Fahrrad Birkmann, Drogerie Drescher, Milchladen Holzer, Apotheke Landmann, später Schmidt, Brot Rachinger, Blumen Sauerbrey, Schokoladen Stang usw., usw. Im Zuge der Verkehrsplanung begann die Rodung des Leonhardparks und die Abholzung der Alle in der Schwabacher Straße. Es kam der Betonklotz der Sparkasse direkt vor der Kirche; es kamen die Supermärkte, die alle kleinen Geschäfte verdrängten. Die Ampeln teilten Leonhard; die Innen- und Hinterhöfe wurden zu Parkplätzen. Erst Ende der 70er Jahre besann man sich wieder etwas und ein kleiner Aufschwung brachte die Hinterhofbegrünung und Bemalung zurück. Es wurden wieder Bäume angepflanzt. Dann kam die U-Bahn; die Schweinauer Straße wurde zur Fußgängerzone, sie bekam Baumscheiben oder Betonpflanzkübel, die bis heute meist von Privatleuten bepflanzt und betreut werden.

Aber zu jeder Zeit war der Friedhof das Herz von St. Leonhard, die grüne Lunge und ein Treffpunkt für Menschen. Und er ist es immer noch.

Szenen aus dem Leonharder Friedhof

von Christine Gaberdan

14 **Szene 1** Frau R., über 90 Jahre alt, liebte es, bei schönem Wetter auf einer bestimmten Friedhofsbank zu sitzen. Kam eine Frau dazu, sagte zu Frau R.: „Grüß Gott, wie geht’s denn heut?“ Frau R. hob mit Mühe ihren von Parkinson gebeugten Kopf und sagte: „Was für Freud?“ – „Na, ich maan, Heit is schee.“ – „Sie wolln scho gäi?“ „Ach Gott, hams heit widder net ihr Hörgerät drin, wals goar su schlecht verstäiner ...?“ Die Frau ging und Frau R. sagte zu mir: „Wegen däre ihm Gschmarri brauch ich kaa Hörgerät.“

Szene 2 Unter den verschiedenen Pfarrern, die ja aus allen Nürnberger Gemeinden kamen, um ihre Mitglieder zu beerdigen, war auch ein Pfarrer, der es nicht leiden konnte, wenn man ihn bat, mit der Beerdigung anzufangen. Er sah erst auf seine Uhr und sagte: „Meine Uhr ist nach der Atomuhr gestellt und geht genau und bis zum Termin sind noch 3 Minuten.“ So kam es, dass die Beerdigungsteilnehmer warten mussten, bis seine Uhr umsprang.

Szene 3 Bei den Beerdigungsmusikern hatten wir einen Organisten, der seinen Beruf sehr ernst nahm und der sich immer nach dem Beruf oder nach Hobbys oder Besonderheiten des Verstorbenen erkundigte und daraufhin suchte er sich die passende Musik aus. Zum Beispiel spielte er bei einem Fußballer „Der Theodor im Fussballtor“; bei einer Verkäuferin spielte er „Mein Mädchen ist nur eine Verkäuferin“ und so weiter. Eines Tages hatte er großes Pech: Die Witwe des Verstorbenen – er war Roma oder Sinti – schrie gleich zu Beginn des Liedes „Lustig ist das Zigeunerleben“: „Aufhören! Aufhören!“ Wir hatten zu tun, die Besucher zu beruhigen und die Beerdigung fortzuführen.

Szene 4 „Sie, wo liegt denn da der Schmeling?“, wurde ich eines Tages von einem Besucher gefragt. „Der liegt in Berlin, soweit ich weiß“, lautete meine Antwort. Der Herr meinte natürlich Max Morlock, die Club-Legende. Max Morlock wurde 1994 im Familiengrab auf dem Leonharder Friedhof beigesetzt. Das war damals ein großes Ereignis. Die Polizei hatte fast das ganze Viertel abgesperrt. Unter den Trauergästen war viel Prominenz. Insgesamt habe ich ungefähr fünfundzwanzig „große Personen“ beerdigt.

Szene 5 Viele Menschen, die ihre Partner beerdigen mussten, wollten nicht unbedingt alleine bleiben. Im Gegensatz zu Frauen konnten sich Männer viel früher wieder binden. Eine Zeit lang kam nachmittags immer eine Gruppe von Männern und Frauen zu ihrer „Stammbank“, darunter auch zwei gleichaltrige Männer, von denen der eine noch sehr drahtig und immer gut gekleidet war, der andere arbeitsgebeugt, hüftgeschädigt und mundfaul. Der Elegante sagte stets naserümpfend: „Der Humpler kriegt doch nie mehr eine Frau.“ Doch siehe da, eines Tages kam er mit einer sehr netten Dame und schwuppdwupp war der gut Aussehende wieder allein. Er kam noch täglich auf den Friedhof und beglückte die Damen mit flotten Sprüchen, wie: „Ich kann putzen, spülen, waschen und die Nachbarin vernaschen.“

Heit is schee ...

Mein Leben in St. Leonhard

von Olga Grineva

Vor 1 ½ Jahren waren wir auf der Suche nach einer Wohnung. Unsere damalige 3-Zimmer-Wohnung wurde zu klein für 4 Personen. Wir suchten eifrig, fanden jedoch eine Zeit lang nichts Passendes. Zu weit, zu klein, zu dumm geschnitten. Bis ich eines Tages auf einer Immobilienseite im Internet ein Inserat „Helle 4-Zimmer-Wohnung in St. Leonhard mit Südbalkon“ las.

St. Leonhard versprach eigentlich wenig Gutes. Ich war schon vorher einige Male in der Gegend; dieser Stadtteil wird oft „Türkisches Viertel“ genannt. Sehr alte Häuser; viele türkische Familien. Ich persönlich habe nichts gegen Türken; laut einer Familienlegende habe ich bei meinen Wurzeln sogar türkisches Blut in der Verwandtschaft. Aber ich mag Ruhe, ich stehe täglich um 5:30 Uhr auf, ich gehe früh ins Bett und muss ausschlafen – ansonsten funktioniere ich bald nicht mehr. Eine ruhige Gegend wäre mir lieber. Aus meiner Erfahrung sind Türken ein recht lautes und emotionales Volk.

Die perfekte Lage

Die Wohnung, die wir uns damals angeschaut haben, befand sich jedoch ein Stückchen weiter. Es war wie eine andere Welt. Keine Altbauhäuser mehr, sehr gepflegte Anwesen, Sträucher vor dem Hauseingang. Auf der anderen Seite des Hauses fanden wir einen Garten mit einer großen Fichte, verschiedenen Sträuchern und Blumen. Das beeindruckte mich sehr. In der Nähe war eine riesengroßer Kinderspielplatz. Alle Einkaufsmöglichkeiten, öffentliche Verkehrsmittel ganz nah. Die perfekte Lage!

Der Südbalkon war auf der Seite des Gartens, und wenn man runterschaute, bekam man kein „Gefühl der Großstadt“, sondern eher das „Landgefühl“. Ich bin doch irgendwo am Land! Wo sind die Autos, gibt es hier eigentlich das turbulente Stadtleben, wo ist der Plärrer geblieben? Vergessen. Man konnte komplett abschalten und nur in das Grüne schauen. Das machte mich ganz glücklich.

Das Anschaffen von Balkonmöbeln und Balkonpflanzen war monatelang meine Lieblingsbeschäftigung. Wie sich bald herausstellte, war der Dehner Gartenmarkt nur 10 Minuten zu Fuß von unserer Wohnung entfernt. Wir kauften uns auch einen elektrischen Grill für den Balkon und unser Sommerglück war perfekt.

Unsere bunte Welt

In eine andere Richtung gelaufen, kam man am Spielplatz vorbei in das „türkische Viertel“. Man merkte sofort, dass hier sehr viel Müll auf der Straße rumliegt und die Mülltonnen überfüllt waren. Aber auch Positives: Bald öffnete hier ein großes türkisches Lebensmittelgeschäft, der Alp Markt mit täglich frischem Obst, Gemüse und Fleisch, Teigblättern, Ayran und Weißbrot. All das liebe ich und ich koche gerne verschiedene Gerichte daraus. Wie gerne würde ich die richtige türkische Küche näher kennenlernen, dazu hatte ich bis jetzt leider keine Möglichkeit.

Seit kurzer Zeit gibt es in unserer Gegend auch einen kleinen Laden mit einer großen Auswahl von russischen Spezialitäten: der kleine „Mix-Markt“. Diese Multikultur finde ich schön.

Die Geschichte von diesem Stadtteil und seiner Vergangenheit kenne ich noch nicht so gut. Das habe ich noch vor mir. Einmal sagte mir eine russische Freundin: „Wir sind hier in Nürnberg schon sooo lange, und diese Stadt endet nie!“ (mit „endet“ hat sie gemeint, man habe nichts mehr zu erkunden, nichts mehr Neues).

In St. Leonhard spüre ich ganz deutlich, wie bunt unsere Welt ist. Daran gibt es natürlich Positives und Negatives, aber das gehört zur Normalität. St. Leonhard kann sehr verschieden sein. Die Altbauhäuser aus dunkel gewordenem Sandstein und die alten Platanen vor ihnen faszinieren. Die modernen Häuser, mit vielen Kindern in jedem Alter, in Höfen vor den Häusern spielend, faszinieren auch. Über all das scheint die Sonne. Es ist unsere bunte Welt. Ich liebe sie.

Abschalten & glücklich sein

15

„Traumräume“ – ein Kinder- und Jugendkulturfestival in St. Leonhard

von Hans Hunglinge

16

Die Arbeitsgemeinschaft „Kultur im Großraum Nürnberg, Fürth, Erlangen und Schwabach“ veranstaltete vom 3. Juli bis 25. Juli 1999 ein städteübergreifendes Kinder- und Jugendkulturfestival zum Thema „Kind und Künstler“. In Nürnberg war der Stadtteil St. Leonhard mit dem ehemaligen Schlachthofgelände zentrales Aktionszentrum.

Neben vielen dezentralen Aktivitäten in der gesamten Stadt über den Zeitraum eines halben Jahres liefen im Juli 1999 hier die Fäden und Aktionen zusammen – es entstand ein Künstlerdorf mit temporären Werkstätten und Ateliers in Aktionszelten. Ein großes buntes Zirkuszelt wurde auf dem aufgelassenen Areal aufgestellt und der Platz an sich wurde eingezäunt und künstlerisch-architektonisch gestaltet. Entstanden war eine faszinierende Städtelandschaft – die Hälfte des ehemaligen Schlachthofgeländes war bereits abgerissen und mit dem zermahlenden Bauschutt verfüllt und verdichtet (eine wüstenähnliche Landschaft), mit einem Bretterzaun umzäunt und wurde nun neu bevölkert. Auf der anderen Hälfte tobten die Abrissbagger. Wenige Gebäude der weitläufigen Anlage blieben übrig – so waren die „Traumräume“ 1999 Symbol und Vorboten der weiteren kulturellen und sozialen Nutzung des ehemaligen Schlachthofgeländes. 2001 wurde das Kinderkulturzentrum Kachelbau und das Kultur- und Bürgerzentrum Villa Leon eröffnet – zwei Jahre später folgte im früheren Gaststätten- und Veterinärgebäude das heutige Familienzentrum.

Noch vor Inbetriebnahme des Aktionsortes (immerhin eine Fläche von ca. 10 000 qm) stand die ästhetische Gestaltung: Die wüstenähnliche Landschaft wurde mit einem Lärmschutzwall von 5 m Höhe im Norden, Wegen aus Kies, Plätzen aus Rindenmulch und Erde, mit im Boden verankerten 100 Fichtenstangen und Sonnensegeln strukturiert. Die hellen und dunklen Flächen und die Wege teilten das Gelände in verschieden definierte Zonen ein: die Traumstadt, der Skulpturenpark, die Kunstwerkstätten, die freien Aktionsflächen, das große Veranstaltungszelt und die Gastronomie. Die Bereiche standen in einer gegenseitigen Wechselbeziehung – in den Kunstwerkstätten wurden Objekte erstellt, die dann im Skulpturenpark aufgestellt wurden. Ein Gaststättenbereich mit einem alten amerikanischen Bus, einem weiteren Zelt und Biergarten wurde eingerichtet, lud Veranstaltungsbesucher und Stadtteilbewohner ein und sorgte für das leibliche Wohl.



Traumräume, das Logo
(Quelle: privat)

Das Kulturspektakel

Der inhaltliche Schwerpunkt der Traumräume lag auf dem aktiven Tun der Kinder selbst, begleitend gab es im großen Zirkuszelt ein Veranstaltungsprogramm: Musik, Tanz, Theater, Zirkusvorstellungen und Workshops für Kinder und Jugendliche. Zwanzig Praktikantinnen, die Erziehungsberufe erlernten, halfen drei Wochen lang tatkräftig mit. Sie kamen aus verschiedenen Ländern Europas und sogar aus Japan und ließen ein einmaliges Sprachgewirr erklingen.

Die Herausforderung des speziellen Ortes bestimmte neben der o. g. Thematik „Kind und Künstler“ die Konzeption der kunst- und kulturpädagogischen Aktionen. Die Chancen des freien Geländes und des Themas wurden genutzt um auf die einmalige Umbruchsituation im Stadtteil einzugehen: Die Aktivitäten waren geprägt durch die Leitgedanken Räume schaffen, Bauen, Stadt gestalten ...

Vormittags wurde das Gelände bevölkert von Schulklassen aus St. Leonhard und der ganzen Stadt – nachmittags und am Wochenende standen die Traumräume für alle Kinder und Familien offen. Am Abend wurde vorwiegend das Veranstaltungszelt genutzt – es fanden ein „Dance Contest“, ein Wettbewerb von Rockgruppen und viele Konzerte der Musikschule statt.

Nach und nach füllte sich das Aktionsgelände: Es entstand durch Kinderhand eine Traumstadt aus Lehm, aus Stoffen und Zeltplanen, aus Stein, eine Höhle aus Pappmaché, aus Ästen und Baumstämmen – ein großer Erdhaufen, mit Zweigen verbunden, wurde zu einem riesigen Ameisenhaufen. Im Laufe der drei Aktionswochen wuchsen und erweiterten sich die anfänglichen Strukturen immer mehr. Der Skulpturen- und Figurenpark gedieh, Vulkane und Lehmöfen spuckten Rauch. Ein alter Bauwagen wurde zu einer riesigen Kuh umgestaltet – eine Erinnerung an den vormaligen Schlachthof. Der „Mann mit Hut“ erzählte den Kindern vor einem bunten Wohnwagen fantasievolle Geschichten. Im „Garten der blühenden Fantasie“ – einem großen quadratischen Gerüst aus Bauzäunen – wurden Pflanzen, Tiere und Kunstfiguren aus Pappmaché gefertigt und am Gitter angebracht. Das Spielmobil entwickelte speziell für die Traumräume eine Aktion, bei der eine Rauminstallation aus vielen alten Fenstern bunt bemalt wurde. Eine interaktive Musik- und Bewegungsinstallation – auf dem Bauspielplatz Langwasser gebaut – wurde auf dem Traumräume-Gelände betrieben. Kinder und Jugendliche meiselten drei Wochen lang an einer riesigen Echse aus Sandstein, die heute noch auf der Kulturplattform vor der Villa Leon steht und den Namen „Leo“ trägt. Aus einem Haufen großer Äste und Stangen wurden Spielgeräte konstruiert, die später als Modelle zur Spielplatzgestaltung in St.



aus einem alten Bauwagen entstand eine riesige Kuh (Quelle: privat)



Leo, eine riesige Echse aus Sandstein; sie steht heute vor der Villa Leon (Quelle: privat)



Seenlandschaft nach einem Gewitterregen (Quelle: privat)

17

Leonhard dienten. Maler- und Druckwerkstätten werkelt, Video- und Medienprojekte wurden durchgeführt. Aus Baumstämmen wurde ein „Haus der Kinderrechte“ gebaut und ein „Fest für Afrika“ gefeiert. Ein Stadtteilspiel und diverse Stättelexkursionen des Bürger- und Kulturladenvereins hatten ihren Ausgangspunkt auf dem Traumräume-Areal. Das Kindermuseum betrieb ein Zelt zum Thema „Schlafen“ in verschiedenen Kulturen und vieles andere mehr.

Es fand noch eine Unzahl von Aktionen statt, die hier leider keine Erwähnung finden können.

Was aber nicht unerwähnt bleiben darf, ist die Tatsache, dass allein das Zurverfügungstellen von Bau- und Spielmaterial, Wetter und Natur selbst, die Kinder zum Freispiel und zum fantasievollen Gestalten einluden. Ein Haufen Backsteine wurde täglich zu Häuserlandschaften aufgebaut, wieder zerstört und neu errichtet. Alte Bretter und Natursteine wurden bunt bemalt und trugen zur Buntheit des Geländes bei. Stoffbahnen wurden zu Fahnen und weiteren Sonnensegeln und flatterten im Wind. Mehrmaliger starker Platzregen, der auf dem mit Bauschutt verdichteten Boden nicht mehr abfließen konnte, sorgte für einen großen See, über den mit Steinen und Brettern Brücken gelegt wurden.

Was blieb von den Traumräumen?

Viele der entstandenen Objekte und Figuren wurden in verschiedenen Einrichtungen im Quartier und der ganzen Stadt aufgestellt. Alles in allem waren die Traumräume eine höchst aufregende Zeit im Stadtteil – sie trugen zur Aufwertung und Belebung bei und hatten nachhaltige Wirkung. Im Anschluss an die Traumräume wurde in den Nürnberger Kulturläden ein Arbeitskreis „Kinder- und Jugendkulturarbeit“ gegründet und Aktivitäten der Kinderkultur verstärkt. Die Faszination der Traumräume bestärkten auch die Bemühungen, in Nürnberg eine Kinder- und Jugendkunstschule zu initiieren – der heutige Ansatz dafür ist der „KinderKunstRaum“ des Amtes für Kultur und Freizeit.

Eine höchst aufregende Zeit im Stadtteil



die blühende Stadt entsteht (Quelle: privat)

Endstation Finkenstraße: Jüdische Viehhändler in St. Leonhard und die Deportation am 10. September 1942

von Gerhard Jochem

18 **Z**wei Orte verbinden St. Leonhard in besonderer Weise mit der jüdischen Geschichte Nürnbergs: der Vieh- und Schlachthof und die heute nicht mehr existierenden Gleisanlagen an der Finkenstraße.

Der Schlachthof und die „Viehjuden“

Keimzelle und danach Motor der Entwicklung des modernen Stadtteils war der seit 1873 auf kommunalem Grund in der Nähe des Ludwig-Donau-Main-Kanal-Hafens eingerichtete Viehhof als Handelsplatz für den Fleischbedarf der rasant wachsenden Industriestadt, der an diesem Standort seit 1891 sinnvollerweise um einen zeitgemäßen Schlachthof ergänzt wurde.

Die Bedeutung des Viehhandels als Gewerbebezug zeigen beispielhaft die Umsatzzahlen des Jahres 1904: Danach wurden 60.804 Stück Großvieh (Ochsen, Stiere, Kühe und Rinder) sowie 218.493 Stück Kleinvieh (Kälber, Schafe, Ziegen und Schweine) in Nürnberg verhandelt. Auf den beiden Pferdemarkten wurden 395 Tiere angeboten. Geschlachtet wurden im auf dem neuesten Stand der Technik befindlichen und streng tierärztlich überwachten Schlachthof insgesamt 228.921 Stück Vieh – und 733 Pferde für die damals noch zahlreicheren Pferdemezgereien.

Angesichts dieses Marktpotenzials war es naheliegend, dass seit der Wiedenzulassung jüdischer Bürger in Nürnberg 1850 nach einem über 350 Jahre dauernden Niederlassungsverbot auch meist im Umland ansässige jüdische Viehhändler hierher zogen, um daran teilzuhaben. Neben ihrem Kapital brachten sie vor allem die über Generationen erworbene Erfahrung ihrer Familien im Metier und ihre Verbindungen zu den Fleischwirtschaft treibenden Bauern mit, eine Symbiose, die sich konkret in den Ritualen und der Sprache auf den fränkischen Tiermärkten ausdrückte, die mit zahlreichen hebräischen bzw. westjüdischen Begriffen gespickt war. Das Verhältnis zwischen den „Viehjuden“, der bäuerlichen Landbevölkerung und den städtischen Metzgern war nach Aussage von Zeitzeugen eine je nach Konjunktur mehr oder weniger gutmütig-schlitzohrige Zweckgemeinschaft: Den Zwischenhändlern wurde zwar immer unterstellt, dass sie – „typisch jüdisch“ – ihren Vorteil suchten, doch ihre christlichen Geschäftspartner hatten auch den Ehrgeiz, die gewitzten Kaufleute mit allerlei Tricks zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Letztlich war man aufeinander angewiesen – und die Juden zahlten in der Regel zuverlässig, sofort und bar.

Entsprechend zahlreich waren sie in Nürnberg in diesem traditionsreichen Handelszweig vertreten: Von den im Adressbuch für 1930 unter der Rubrik „Viehhandlungen“ aufgeführten 79 Unternehmen waren 14 oder umgerechnet fast 18 Prozent in jüdischem Besitz. Dies überstieg bei weitem den jüdischen Bevölkerungsanteil (2,48 Prozent oder insgesamt 10.200 Seelen). Zu diesem Zeitpunkt betrug die Umsatzzahlen des Viehmarkts trotz der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise 64.702 Stück Groß- und 268.470 Kleinvieh. 95 Pferde wurden zum Kauf angeboten. Im Schlachthof wurden 32.643 Stück Groß- und 251.000 Kleinvieh sowie 495 Pferde verarbeitet. Insgesamt verputzte die Nürnberger Bevölkerung 1930 26.216.993 kg Fleisch aus der Groß- und Kleinviehschlächterei und 133.740 kg Pferdefleisch, was einen Pro-Kopf-Verbrauch von 63 kg bzw. 0,32 kg bedeutete.

Bei den in der Branche aktiven jüdischen Unternehmen handelte es sich in der Mehrzahl um Ein-Mann- bzw. Familienbetriebe, von denen sich im Stichjahr 1930 fünf in St. Leonhard befanden. Ihrer Geschichte und dem Schicksal ihrer Eigentümer soll im Folgenden nachgegangen werden.

Die Familie Rindsberg in der Finkenstraße

Der Älteste unter den hier mit Vieh handelnden Juden war der 1862 im mittelfränkischen Uehlfeld bei Neustadt a.d. Aisch geborene und seit 1900 in der Finkenstraße 6, also sozusagen in unmittelbarer Nähe seines Arbeitsplatzes, wohnhafte Jakob Rindsberg. Vor seinem Zuzug hatte er 1891 noch in Uehlfeld seine Frau Clothilde geheiratet, mit der er zwei Söhne und vier Töchter in die Welt setzte.

Wie oft vor dem katastrophalen Bruch der Schoa verbanden sich in den Biografien der Familienmitglieder private und berufliche Motive: Die Söhne Philipp (geb. 1892) und Theodor (geb. 1894) traten in die Fußstapfen des Vaters und wurden Pferde- bzw. Viehhändler, wobei letzterer die väterliche Firma übernahm. Zwei Töchter heirateten in die Zirndorfer Familie Kraus ein, die auch im Viehhandel tätig war, worüber weiter unten noch zu berichten sein wird.

Während die Rindsbergs in der Finkenstraße wohnten, wurde 1912 in ihrer Nachbarschaft ein aus heutiger Sicht scheinbar eigenartiges, aber seinerzeit für die Hygiene der Großstadt enorm wichtiges Projekt realisiert: die „Fäkalienvladestelle“ an der Eisenbahnlinie nach Augsburg-München, u. a. mit fünf Lade- und drei Abstellgleisen sowie einem Wohngebäude für das technische Personal, einer – angeblich – geruchsdichten Umladehalle und Unterstell-



Verladestelle Finkenstraße (Quelle: Verwaltungsbericht für das Jahr 1912)

möglichkeiten für die anliefernden Pferdefuhrwerke. Von hier wurden in Tankwaggons die Hinterlassenschaften der zwei- und vierbeinigen Bewohner Nürnbergs ins Umland gekarrt, um dort als natürlicher Felddünger zu dienen. Allein die Größe der Anlage, für deren Betrieb die damals noch wenig umbaute Finkenstraße erweitert werden musste, zeigt, wie schwer diese Entsorgungsaufgabe auf der Kommune lastete, als das Abwasserkanalnetz noch längst nicht flächendeckend war und Abortgruben zum Alltag der Einwohnerschaft in der Noris gehörten.

Als fränkische Juden waren die Rindsbergs in der Gauhauptstadt des pathologischen schwäbischen Krakeelers Julius Streicher nicht erst seit 1933 mit einem anderen braunen Problem konfrontiert, das weit schlimmer war als die Belästigungen, die von der Verladestation ausgingen: den Nazis und ihrem fanatischen Antisemitismus. Seit 1922 Witwer, wurde der zu diesem Zeitpunkt bereits dreiundsiebzigjährige Jakob Rindsberg im Oktober 1935 – zwei Monate nach Verkündung der „Nürnberger Gesetze“ – wegen des haarsträubenden Vorwurfs des „fortgesetzten Verbrechens der schweren Kuppelei“ zu sechs Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach einer erneuten Verhaftung nahm sich der verzweifelte Greis am 21. März 1937 im Fürther Untersuchungsgefängnis das Leben. Auch der ledige Sohn Theodor, der das Gewerbe im Todesjahr seines Vaters hatte aufgeben müssen, fiel der Verfolgung durch die Nazis zum Opfer und wurde nach seiner Deportation in die lettische Hauptstadt Riga Ende November 1941 für tot erklärt. Seinem älteren Bruder Philipp, der seit 1928 in der Rothenburger Straße 144 mit Vieh und Pferden handelte, gelang im Juni 1938 mit seiner Familie die Flucht nach Argentinien.



Markthallen für Großvieh (Quelle: Monographien deutscher Städte, Bd. XXIII: Nürnberg, 1927)

Ebenfalls sich und seine Angehörigen retten konnte der aus Zirndorf stammende und seit 1927 in der Heinrichstraße 1 lebende Viehhändler Siegfried Kraus (geb. 1881), der 1930 Martha (geb. 1897), eine der Töchter von Jakob Rindsberg, heiratete. Dafür mussten die Eheleute mit ihrer sechsjährigen Tochter am letzten Tag des Jahres 1938 nach New York auswandern.

Marthas jüngere Schwester Regina (geb. 1906) suchte bereits im Oktober 1933 mit ihrem Mann, dem Angestellten Arthur Tannenbergs (geb. 1900), Zuflucht vor den Nachstellungen der Deutschland regierenden Antisemiten im scheinbar sicheren holländischen Amsterdam, wo 1934 ihr Sohn Hans Jack geboren wurde. Durch den deutschen Überfall auf die Niederlande im Mai 1940 geriet die junge Familie jedoch wieder in den Machtbereich ihrer Verfolger: Im Juli 1943 wurden die Tannenbergs in das Vernichtungslager Sobibor verschleppt und dort ermordet.

Die Hamburgers: gescheiterte Flucht und knappes Überleben

Mit Samuel Hamburger, geboren 1869 in Colmburg bei Ansbach, der 1899 mit seiner Frau Berta (geb. 1873) nach Nürnberg gekommen war, wurde ein weiterer in St. Leonhard eingesessener Viehhändler – seit 1906 in der Schweinauer Straße 39 – von Holland aus in den Tod geschickt: Die Eltern waren ihrem bis dahin im väterlichen Geschäft tätigen und bereits im Oktober 1933 nach Winterswijk kurz hinter der deutsch-niederländischen Grenze geflohenen Sohn Siegfried (geb. 1903) gefolgt, von wo das alte Ehepaar 1943 wie die Tannenbergs den

Weg ohne Rückkehr in das ostpolnische Sobibor antreten mussten. Siegfried wurde bereits 1941 im KZ Mauthausen in Österreich ermordet, die in Nürnberg verbliebene Tochter Ida (geb. 1912) im März 1942 in das Durchgangslager Izbica deportiert und nach dem Krieg für tot erklärt. Nur der älteste der beiden überlebenden Söhne überstand mit knapper Not den Naziterror in seiner Heimatstadt: Adolf Hamburger (geb. 1900), der in der Schwabacher Straße 35 eine Großschlächtereier unterhielt und in der Nachkriegszeit langjähriger Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg war, deren Altersheim heute seinen Namen trägt.

Der „Alterstransport“ im September 1942

Dem letzten, mit der Adresse Schweinauer Straße 3 im Adressbuch für 1930 verzeichneten jüdischen Viehhändler in St. Leonhard, dem Witwer Salomon Strauß, geboren 1869 im hessischen Kemel im Taunus, blieb der staatliche Mord durch seinen natürlichen Tod am 17. August 1938 erspart. Andernfalls wäre er mit Sicherheit vom „Alterstransport“ am 10. September 1942 in das KZ Theresienstadt in Nordböhmen betroffen gewesen, der seinen Ausgang an der „Fäkalienverladestation“ in der Finkenstraße 33 nahm. Aus logistischen Gründen hatten die NS-Behörden im Gegensatz zu den beiden vorherigen Massendeportationen im November 1941 und März 1942 nicht den Bahnhof Märzfeld auf dem Reichsparteitagsgelände als Sammelpunkt bestimmt, sondern die zentraler gelegenen Gleisanlagen in St. Leonhard. Dorthin wurden erst am Tag der Verschleppung mit Omnibussen und in Möbelwagen die Insassen der jüdischen Altersheime in der Johannisstraße 17, Knauerstraße 27 und Wielandstraße 6 gebracht. Der Zug, bestehend aus sechs Güter-, einem Rangier- und zwanzig Personenwaggons, verließ Nürnberg um 18.14 Uhr, nur 26 seiner jüdischen Passagiere überlebten. Einer von ihnen, Adolf Krämer, schrieb nach seiner Befreiung über den Verlauf der Aktion:

„Wenn [sie] auch, wie alles, was die Gestapo zum Zwecke des Bösen und in ihrer Absicht zu vernichten tat, gut organisiert war, so vollzog sich die Abfahrt der 533 meist alten und teilweise kriegsbeschädigten und körperlich behinderten Menschen auf dem Bahnhof Finkenstraße in Nürnberg unter der Begleitmusik einer johlenden Jugend teilweise unter dramatischen Umständen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass ein großer Prozentsatz von Menschen über 75 Jahre einen wesentlichen Bestandteil dieses Transportes ausmachte – eine Frau war 94 Jahre alt –, um sich die Umstände bei der Verladung von solchen Leuten auszumalen, die wussten, ‚wohin die Reise ging‘.



Arthur und Regina
Tannenberg
(Quelle: privat)



Hans Jack
Tannenberg
(Quelle: privat)

An einem der nächsten Vorortbahnhöfe wurde der anschlussbereite Transport aus Bamberg angehängt, sodass, nachdem die ‚Reiseteilnehmer‘ aus Fürth bereits am Bahnhof Finkenstraße Nürnberg angeschlossen worden waren, der Gesamttransport Nürnberg–Fürth–Bamberg rund 1000 Personen umfasste.“

Mit den Menschen verschwanden die Spuren ihres Lebens aus Nürnberg und St. Leonhard. Dieser Text soll an erstere erinnern und zur Suche nach zweiteren anregen, damit sie in ihrer Stadt und ihrem Viertel nicht vergessen werden.

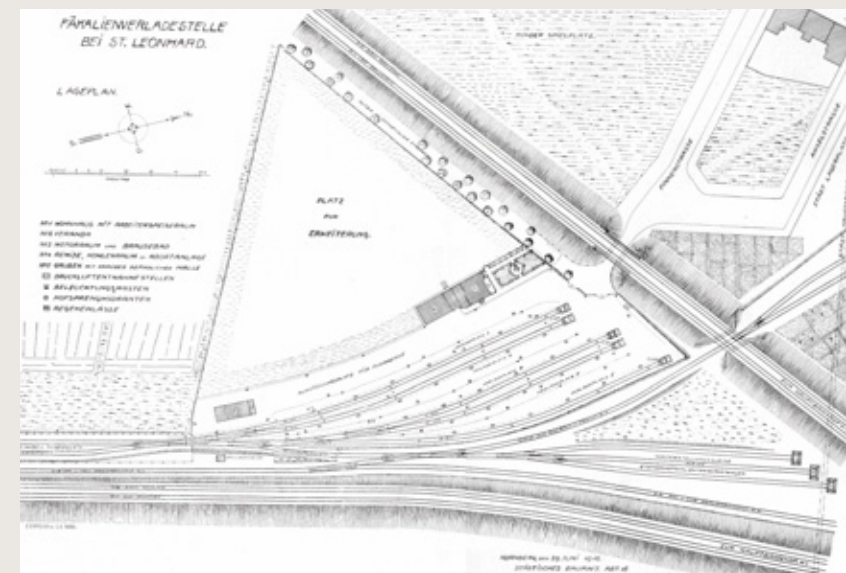
Verwendete Quellen & Literatur

- Adressbücher der Stadt Nürnberg 1927 & 1930.
- Stadtarchiv Nürnberg: C 21/VII Passkarteien, C 21/X Meldekarten jüdischer Einwohner bis 1945 & C 22/II Gewerbe- und -abmeldungen.
- Gerhard Jochem, Ulrike Kettner: Gedenkbuch für die Nürnberger Opfer der Schoa. Nürnberg 1998.
- Dies.: Gedenkbuch für die Nürnberger Opfer der Schoa – Ergänzungsband. Nürnberg 2002.
- Gerhard Jochem: Mitten in Nürnberg. Jüdische Firmen, Freiberufler und Institutionen am Vorabend des Nationalsozialismus. Nürnberg 1998.
- Bernhard Kolb: Die Juden in Nürnberg 1839 – 1945 (Manuskript, redigierte Online-Fassung bei <http://rjjo-research.de>).
- Stadtmagistrat Nürnberg (Hg.): Das städtische Verwaltungswesen. Heft Gewerbe, Handel und Verkehr. Nürnberg 1906.
- Ders. (Hg.): Verwaltungsberichte der Stadt Nürnberg für die Jahre 1911 (Nürnberg 1912) & 1912 (Nürnberg 1913).
- Stadtrat Nürnberg (Hg.): Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg 1930/31, Nürnberg 1931.
- Erwin Stein (Hg.): Monographien deutscher Städte. Bd. XXIII: Nürnberg. Hg. vom Stadtrat. Berlin-Friedenau 1927.

Orte des Zusammenlebens und der Verfolgung in St. Leonhard



Hauptverkehrsstraße im Schlachthof
(Quelle: Monographien deutscher Städte,
Bd. XXIII: Nürnberg, 1927)



Plan der Fäkalienverladestelle (Quelle: Verwaltungsbericht für das Jahr 1911)



Innenansicht der Kleinviehschlachthalle (Quelle: Das städtische Verwaltungswesen, Nürnberg, 1906)

Boris Khalfin – Zum ersten Mal in Deutschland. Im Zweiten Weltkrieg

von Olga Grineva

22 Ich muss diese Geschichte aufschreiben, für meine Kinder, für zukünftige Generationen. Dies ist die Geschichte eines Mannes, der fast sein ganzes Leben in der Ukraine verbrachte. Im Alter von 76 Jahren reiste er, zusammen mit seiner Ehefrau, nach Deutschland aus.

In dieses Land kam er nicht zum ersten Mal: Mit 15 Jahren wurde Boris Khalfin als Zwangsarbeiter von Dnepropetrovsk (Ukraine) nach Nürnberg verschleppt und blieb hier drei Jahre lang. In seiner Geschichte gibt es Merkwürdigkeiten und Bewundernswertes. Es werden Ereignisse beschrieben, von denen es immer weniger Zeugen gibt. Brutalität und Gutmütigkeit, Mystisches und harter Realismus, Glück und Schmerz. „Mein Mann erzählte nicht viel darüber, diese Erinnerungen waren für ihn sehr schmerzhaft“, sagt die Witwe, Frau Nadja Khalfina. Das Ehepaar lebte mehr als vierzig Jahre zusammen. Im Jahre 2005 ist Boris an Krebs gestorben. In Deutschland wollte er alle Orte wiedersehen, wo er seine Jugendjahre verbracht hatte. Oft war von ihnen aber nichts mehr da.

„Die Reichen können wegfahren, wir können es uns nicht leisten.“

Boris Khalfin kam am 14. März 1926 in einer jüdischen Familie zur Welt. Er war das zweite von insgesamt sechs Kindern. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ging sein älterer Bruder zur Armee und wurde Offizier. Boris (damals 15), sein Bruder Sascha (13) und noch zwei kleinere Brüder und eine Schwester blieben bei den Eltern in Dnepropetrovsk. Der Vater, David Khalfin, arbeitete auf dem Markt. Er hatte ein Pferd und half dort aus. Damit verdiente er sein Brot. Seine Verwandtschaft und die seiner Frau hatten ein etwas besseres Einkommen und wurden gleich nach Kriegsbeginn evakuiert. Aber David Khalfin, wie auch viele andere Juden, blieb mit seiner Familie in der Stadt. „Die Reichen können wegfahren, wir können es uns nicht leisten. 1914 haben die Deutschen den Juden nichts angetan. Sie werden uns auch jetzt nichts antun.“

Am 13. Oktober 1941 wurden alle Juden von Dnepropetrovsk auf Befehl der deutschen Kommandantur auf dem Marktplatz gesammelt, insgesamt 10.000 Personen. David trug eines seiner Kinder auf dem Arm, seine Frau ein zweites. Der sechsjährige Sohn hielt sich an ihrem Rock fest. Bis zum letzten Augenblick begriff David nicht, dass die Menschen in den Tod geführt wurden. Als er endlich verstand, gab er Boris ein Zeichen: „Versucht euch zu verstecken, du und Sascha! Vielleicht könnt ihr euch retten.“ 10.000 Juden wurden an diesem Tag in Dnepropetrovsk erschossen. Die beiden Jungs, Boris und Sascha, konnten fliehen.

Die Falle

Boris und Sascha wurden von den Nachbarn im Keller und auf dem Dachboden versteckt. Die Brüder hatten ständig großen Hunger. Einmal ging Boris raus, um etwas Essbares zu finden. Er wurde geschnappt, in einen Zug gesetzt und nach Deutschland geschickt. Boris wusste zu diesem Zeitpunkt schon, dass die Deutschen seine Eltern erschossen hatten, weil sie Juden waren. Die anderen Jungs im Zug rieten ihm: „Nimm einen russischen Namen an, das ist besser so.“ In der Schule hatte Boris seinen Mathelehrer sehr gemocht und nannte sich deshalb nach ihm – Alschanov.

In Deutschland

Im Oktober 1942 kam Boris mit dem Zug nach Nürnberg. Hier arbeitete er lange Zeit in der Fabrik der Firma MAN als Schweißer und Schlosser. In der Ukraine hatte er eine Ausbildung zum Schweißer gemacht.

Die „Ostarbeiter“ wohnten hier in der ungeheizten Fabrikhalle und arbeiteten zehn bis zwölf Stunden am Tag. Zum Essen gab es Suppe aus verdorbenen Zutaten und 200 g Brot pro Tag. Selbst wegen Kleinigkeiten wurden sie nackt ausgezogen und mit Gummischläuchen fast zu Tode verprügelt. Die verwundeten menschlichen Körper wurden danach in ein mit Salzwasser gefülltes Bad geschmissen – wenn man diese Tortur überlebte. Wenn nicht, dann eben nicht. Boris war zweimal in diesem Salzbad. Man fragt sich: Wo ist eigentlich die Grenze der menschlichen Niedertracht? Wo blieb der Verstand?

In der Nacht vom 8. auf den 9. März 1943 erlebte Nürnberg einen schweren Luftangriff, während dem viele „Ostarbeiter“ versuchten zu flüchten. Sie sprangen sogar aus dem zweiten und dritten Stock der Fabrik und liefen in den Wald. Das half ihnen aber nichts: Die Nazis kamen mit Suchhunden und fingen alle wieder ein. Eine Zeit lang musste Boris wegen seines Fluchtversuchs im Gefängnis sitzen. Danach wurde er in das Straflager Russenwiese verlegt. Eine Tasse Ersatzkaffee und ein Stück Brot am Tag – das war alles, was es dort gab. Die Häftlinge schliefen auf den nackten Bettgestellen und wurden täglich misshandelt, geprügelt und gequält. Viele starben. Boris überlebte.

Später wurde er zu den Städtischen Werken versetzt, wo er nachts die Straßenbahnwagen putzen musste. „Diese Deutschen, diese Pedanten!“, sagt Nadja Khalfina. „Krieg, Schrecken und Leid, aber die Wagen mussten sauber gemacht werden. Die Arbeitskraft gab's ja umsonst!“ Wenn man nicht zur Arbeit erschien, gab es kein Essen. Zusammen mit Boris arbeiteten auch

Schmerzhaft & glückliche Erinnerungen

Franzosen. Diese bekamen regelmäßig Päckchen mit Lebensmitteln und Kleidung aus ihrer Heimat. Aus der Sowjetunion kam nichts ... Die Franzosen teilten den Inhalt ihrer Päckchen mit Boris, sonst hätte er nicht überleben können.

Unter den Deutschen gab es auch andere Beispiele: Bei den „Werken und Bahnen der Stadt der Reichsparteitage“ (heute VAG) arbeitete ein deutscher Meister, der die Aufsicht über die Zwangsarbeiter führte. Aus irgendeinem Grund mochte er Boris und brachte ihm regelmäßig etwas zum Essen, Frühstück und sogar Kaffee. Es war strengstens verboten, mit den Zwangsarbeitern in Kontakt zu stehen, geschweige denn ihnen zu helfen. Der Meister versteckte das Mitgebrachte irgendwo und gab Boris ein Zeichen. Boris fand die Stelle, versteckte sich und aß. Mitfühlende Menschen wie diesen Meister gab es damals also auch.

Nach dem Krieg wünschte sich Boris sehr, den Meister und die französischen Freunde wiederzufinden. Es war aber zu Zeiten der Sowjetunion absolut unmöglich, Kontakte mit dem westlichen Ausland zu haben. Als endlich die Möglichkeit dazu bestand, war es leider schon zu spät.

Zurück in die Ukraine

Im April 1945 kamen die Amerikaner und befreiten Nürnberg. Die Zwangsarbeiter, die überlebt hatten, waren nur noch Haut und Knochen. Die Amerikaner kümmerten sich ein halbes Jahr lang um diese Menschen und warben unter ihnen dafür nach Amerika auszuwandern. Eines Tages sagten sie: „Geht in die Stadt und nehmt euch, was ihr braucht.“ Die jungen Leute liefen in die Stadt und besorgten sich viele gute Sachen.

Unter den Amerikanern war ein riesiger Neger. Dieser Mann setzte Boris in ein Auto, einen Studebaker, und brachte ihm das Fahren bei. Innerhalb von einem halben Jahr konnte Boris Autofahren. Später half ihm das sehr.

Die Amerikaner sagten: „Überlegt es euch gut: Wenn ihr in eure Heimat zurückkehrt, kommt ihr dort wahrscheinlich ins Gefängnis.“ Sogar sie wussten, was die Leute in der Sowjetunion erwartete! Nadja Khalfina erinnert sich oft an Worte Stalins: „Für mich gibt es keine Kriegsgefangenen, nur Verräter.“ Es wurde nie anerkannt, dass die Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter Opfer waren und unter dem Naziregime gelitten hatten. Der 15-Jährige, der auf der Straße verhaftet und gegen seinen Willen nach Deutschland verschleppt wurde, galt als Verräter.

Eines Tages sagte der amerikanische Boss: „Alle, die nach Amerika wollen, machen einen Schritt nach vorne. Der Rest bleibt zurück und wird abgeholt.“ Alle, die etwas älter waren, Stalins



Boris Khalfin, rechts, im Alter von 19 Jahren, zurück in der Ukraine (Quelle: privat)



23

Regime kannten und darunter gelitten hatten, machten einen Schritt nach vorne. Sie bekamen sofort Gutscheine und Bargeld, wurden in ein Flugzeug gesteckt und flogen damit nach Amerika. „Und die jungen Dummköpfe blieben“, sagt Nadja. „Die Heimat ruft!“

Zurück in die Ukraine fuhren die Leute mit dem Zug und übernachteten einmal in Zelten auf freiem Feld. Jeder legte seinen Koffer neben sich. Plötzlich fielen die Zelte in sich zusammen und man hörte den Befehl: „Nicht bewegen, sonst werdet ihr erschossen!“ Es war der KGB. Man nahm den ehemaligen Zwangsarbeitern alles weg. Als das Zelt über ihm zusammenfiel, dachte Boris: „Ich Idiot, warum bin ich nicht nach Amerika geflogen?“

Auf einem Bahnhof in der Ukraine angekommen, musste Boris auf die Toilette. Ein Bahnhofsklo war damals ein Häuschen mit einem Loch im hölzernen Boden, voller Fäkalien und unerträglichem Gestank. In dieses Loch fiel versehentlich seine Geldbörse mit allen Dokumenten. In Dnepropetrovsk kam er ohne alles an: Keine Habseligkeiten, keine Dokumente.

Boris kam aber glücklich nach Hause, zurück in seine Heimat. Als erstes wollte er weiter lernen. Er hatte einen siebenjährigen Schulabschluss und eine Ausbildung als Schweißer. Aber egal, wo er hinkam, er wurde nicht als Lehrling angenommen und bekam nur Absagen. Er musste überall einen Fragebogen ausfüllen und angeben, dass er als Zwangsarbeiter nach Deutschland deportiert worden war. Das verbaute allen betroffenen jungen Leuten den Berufsweg. Aus dieser ausweglosen Situation retteten Boris die Fahrstunden bei dem schwarzen Amerikaner: Er gab an, er sei Fahrer, habe aber seinen Führerschein verloren – und arbeitete danach fünfzig Jahre als Fernfahrer!

Viele der Rückkehrer kamen gleich in den Knast. Boris blieb von diesem Schicksal verschont, aber sein Bruder Sascha, der damals als 13-Jähriger (!) in Deutschland in einem Bergwerk hatte arbeiten müssen, wurde sofort eingesperrt.

Boris Khalfin – Zum zweiten Mal in Deutschland. Emigration

von Olga Grineva

24 Die Sowjetunion zerfiel. Alles war auf einmal nicht mehr so wie früher. Jeder, der die Möglichkeit hatte auszuwandern, nutzte sie.

Boris war über sechzig und oft krank: erst ein Herzinfarkt und darauf folgend acht Wochen im Krankenhaus. Und was heißt „Krankenhaus“ in der Ukraine? Die Angehörigen müssen den Kranken selbst mit allem versorgen: Bettwäsche, Geschirr und Besteck, zweimal am Tag Essen, sogar mit Medikamenten. Ein halbes Jahr nach der Entlassung aus dem Krankenhaus bekam Boris starke Magenschmerzen: Zwölffingerdarmgeschwür. Wieder ins Krankenhaus, wieder die gleiche Prozedur. Das Ehepaar dachte immer öfter an Emigration. Boris war doch jüdischer Abstammung und konnte auswandern. Er schlug vor: „Gehen wir nach Israel.“ Seine Frau widersprach: „Boris, Israel bedeutet Osten. Vielleicht Naher Osten, aber Osten bleibt Osten. Wenn wir emigrieren, dann in Europa, nach Deutschland.“ – „Du weißt nicht, was die Nazis für Leute sind. Ich war schon dort, und ich fahre nicht wieder hin.“

Dokumente

Damals, im Jahre 1993, wurde in Dnepropetrovsk die „Stiftung für gegenseitiges Verständnis und Versöhnung“ gegründet. Die ehemaligen Zwangsarbeiter konnten eine finanzielle Entschädigung beantragen. Dafür brauchte man Unterlagen als Beweis, dass man ein Zwangsarbeiter war. Boris hatte seine Geldbörse mit allen Dokumenten auf dem Rückweg von Deutschland in die Ukraine verloren. Was tun?

Nadja Khalfina schrieb an die zuständigen Stellen in Deutschland. Von vielen kam die Rückmeldung: „Die Unterlagen gingen leider während einer Bombardierung im Zweiten Weltkrieg verloren“ oder „Wir haben sehr viele Anfragen, bitte gedulden Sie sich“. Die Zeit verging. Die Khalfins wandten sich an den Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, der ihren Brief an das Stadtarchiv weiterleitete. Von dort kam endlich die erste vernünftige Antwort, mit der man etwas anfangen konnte: die Bestätigung, dass Herr Boris Alschanov im Jahre 1943 in Nürnberg bei den „Werken und Bahnen“ gearbeitet hat. Das war der Durchbruch, denn dieser Beleg wäre für den Antrag auf Entschädigung für Zwangsarbeiter ausreichend – wenn es Beweise gäbe, dass Alschanov und Khalfin ein und dieselbe Person sind. Doch solche Dokumente existierten nicht!

Drei Jahre brauchten Nadja und Boris, um dies nachzuweisen. Sie gingen zu vielen Veranstaltungen in der Stadt, Vorträgen und ähnlichem zum Thema Zweiter Weltkrieg, um zu fragen, ob es hier vielleicht jemanden gibt, der als Zwangsarbeiter auch nach Nürnberg verschleppt wurde und bei der MAN gearbeitet hat. Es ist unglaublich, aber nach einer langen Suche meldeten sich zwei Männer, die tatsächlich nach Nürnberg deportiert worden waren und mit Boris sogar in der gleichen Fabrikhalle gearbeitet hatten! Sie bestätigten vor Gericht, dass sie Boris Khalfin als Herrn Alschanov in Nürnberg gekannt hatten. Nun lagen die Beweise vor und der Antrag auf eine Entschädigung wurde genehmigt.

Die Briefe

Boris wollte nicht nach Deutschland. Aber es entstand ein Briefwechsel zwischen ihm und dem Mitarbeiter des Stadtarchivs, der sich um die Bestätigung für Herrn Khalfin gekümmert hatte. Dieser Mitarbeiter zeigte ein aufrichtiges Interesse an der Familie und ihrem Schicksal. Unter anderem schrieb er, wie leid es ihm und dem deutschen Volk tue, dass Boris unter dem Naziregime so sehr gelitten habe und was er aushalten musste. Dass die angebotene Entschädigung eher einen symbolischen Charakter trage, denn sie mache die Toten nicht wieder lebendig und lindere keinen Schmerz. Dieser Mitarbeiter schrieb, er würde gerne der Familie helfen, doch wie? Boris sagte: „Wenn es dort solche Menschen wie diesen Mann gibt, dann gehen wir nach Deutschland.“

Wieder nach Deutschland

Im Jahre 2001 bekam das Ehepaar Khalfin den Bescheid, dass ihr Antrag auf Ausreise genehmigt sei und sie nach Deutschland ausreisen können. Im März 2002 verließen sie die Ukraine und wurden zuerst in Höchberg bei Würzburg in einem Lager für Flüchtlinge untergebracht. Aber sie wollten nach Nürnberg und suchten dort eine Wohnung. Viele, die die Geschichte von Boris Khalfin kannten, konnten das nicht begreifen: „In dieser Stadt haben Sie doch unerträgliches Leid erleben müssen, wollen Sie wirklich wieder dorthin?“ – „Dort, wo meine jungen Jahre kaputt gemacht wurden, möchte ich bis zu meinem Tod leben und versorgt werden“, sagte Boris. Im Oktober 2002 – genau sechzig Jahre, nachdem Boris zum ersten Mal in seinem Leben hierher gekommen war – zogen sie nach Nürnberg um, nach St. Leonhard, und fingen ein neues Leben an.

Ein symbolischer Charakter



Boris Khalfin vor dem Straßenbahndepot, in dem er als Zwangsarbeiter war (Quelle: privat)



Frau Khalfina am Grab ihres verstorbenen Mannes Boris (Quelle: privat)

Schwierigkeiten nach der Emigration und Krankheiten

Boris schrieb in einem seiner Briefe: „Deutschland ist ein schönes, ein märchenhaftes Land, aber es fällt uns sehr schwer, uns hier anzupassen und zu adaptieren. Wir haben eine schöne Wohnung, der Westpark ist in der Nähe, diese Gegend gefällt uns sehr. Ich wurde am Herzen operiert: Gott sei Dank, dass ich hier bin, denn in der Ukraine könnte ich mir diese Operation überhaupt nicht leisten. Jetzt ist meine Frau krank: Anscheinend ist der Wohnsitzwechsel ein schwerer Prozess, nicht nur für die Seele, sondern auch für den Körper. Hoffentlich werden wir es schaffen. Wir besuchen einen Deutschkurs. Aber das ist auch nicht so einfach. Einiges merken wir uns schon und es bleibt im Gedächtnis, aber wir sind schon alt und haben nicht das Gedächtnis wie früher. Wir geben die Hoffnung nicht auf. Wir können aber sehr schlecht Deutsch, wir kennen die Gesetze dieses Landes nicht, wir fühlen uns wie Taubstumme auf einer einsamen Insel. Manchmal wollen wir aus Verzweiflung zurück in die Ukraine fahren. Ich schäme mich aber für mein Land. Ich habe dort 55 Jahre lang gearbeitet und meine Rente ist lächerlich, ich könnte nicht von ihr leben. Wir danken dem fremden Land, dass wir hier aufgenommen und versorgt werden.“

Jedes Jahr fahren die Eheleute nach Dnepropetrovsk und bleiben dort etwa vier Wochen. Boris hat eine Leidenschaft: das Angeln. Ohne Angeln kann er nicht leben. In Deutschland ist es aber schwer, eine Erlaubnis dafür zu bekommen. Sie ist für ihn kostspielig und man muss sehr gut Deutsch können, um die entsprechende Prüfung zu absolvieren. Wenn er in Dnepropetrovsk ist, geht er an den Dnepr oder fährt zum weiter entfernten Fluss Samara, um dort zu angeln. In Deutschland wird Boris wieder krank. Es wird Darmkrebs festgestellt, eine schwere Operation und die Rehabilitation folgen. Er übersteht alles gut und wird wieder fit. Ein Jahr später eine Operation am Herzen. Noch ein Jahr später Gallenblasenkrebs und wieder eine schwere Operation. Er steht alles durch, denn er hat einen so starken Lebenswillen!

Während eines Aufenthaltes in Dnepropetrovsk wird Boris plötzlich gelb, ihm geht es wieder nicht gut. Das Paar kehrt nach Nürnberg zurück. Es wird wieder Krebs diagnostiziert, diesmal Metastasen in der Leber. Wieder wäre eine Operation notwendig, die Boris aber kaum überleben würde. Er will nicht in Nürnberg sterben und bittet seine Frau, ihn in die Ukraine zurückzubringen. Aber wohin, in seinem Zustand? Im Juli 2005, im Alter von 79 Jahren, stirbt Boris Khalfin in einem Nürnberger Hospiz.

Als Emigrant lebte er zweieinhalb Jahre in Nürnberg.

25

Ein Herzstück der Nürnberger Kultur – der KuRo in St. Leonhard

von Anton Kromer

26

Es roch nach Aufruhr, Willy Brandt wollte mehr Demokratie wagen. „Den Muff aus den Talaren klopfen“, war ein gängiger Schlachtruf der linken Studentenbewegung. Sogar in Nürnberg war etwas wie Bewegung zu erkennen, vielleicht auch Besonnenheit. Da setzt sich ein Mann an die Spitze. Wo man allerorten von antiautoritärer Erziehung sprach und über A.S. Neills „Summerhill“ Projekt einer demokratischen Schule diskutierte, da war es vom Kinderladen zum Kulturladen nicht weit.

Der erste Nürnberger Kulturladen geht in St. Leonhard „ans Netz“

Wo einst der legendäre „Tante Emma Laden“ Kommunikationszentrum war, traten immer mehr anonyme Marktketten auf den Plan, die keinen Raum für Kommunikation und Informationsaustausch mehr boten. Aus Vertrautheit wurde angstmachende Fremdheit. An diesem Punkt trat Hermann Glaser, damals Kulturreferent der Stadt Nürnberg, auf den Plan. Mit einem kulturellen Tante Emma Laden sollte der Vereinsamung begegnet werden. Wie einst in diesen Läden, sollten im Kulturladen Neuigkeiten ausgetauscht, Raum für Bürgeraktivitäten geboten werden. Vor allem die Besucher aus dem fußläufigen Bereich sollten dort eine Heimat finden, angeleitet von einem hauptamtlichen „Kulturladenhüter“, also einer Art pädagogischem Alleskönner, aber auch von Künstlern verschiedener Art. Der Kulturladen sollte Aktivitäten fördern, wie Kreativität aus dem darstellerischen, aber auch aus dem bildnerischen Bereich. Selbstverständlich waren auch politische und informatorische Aktionen vorgesehen. Ein wichtiges Ziel war stets, die aktive Teilnahme zu ermöglichen anstatt passive Zuschauerkultur zu forcieren.

Für die konservative Ecke war dies ein völlig falsches Kulturverständnis. Man rief von „linker Kaderschmiede“, von „Sozikkultur“, wie die Soziokultur verballhornt wurde. Gleichwohl ging 1976 der Kulturladen in der Rothenburger Straße, genannt KuRo „ans Netz“. Ein Schwerpunkt dabei war von Anbeginn die interkulturelle Arbeit, und in der Tat, diese Gruppen sind die ältesten und treuesten Besucher des KuRo.

Vielfältige Aktivitäten beginnen

Zwar gab es in den ersten Jahren Schwierigkeiten mit den Betreibern, sodass das Team aus Hauptamtlichen, Praktikanten und Ehrenamtlichen schnell ausgewechselt wurde. In der Zeitung wurde dann ein Paar gesucht, wobei er die Einrichtung und seine Frau die Cafeteria leiten

Raus aus dem Muff ...



Aktivitäten im KuRo (Quelle: privat)

sollte. Mit Anton Kromer, gelernter Dekorateur, einst Berufsschullehrer, Fachdozent beim Bildungszentrum, und seiner Frau Waltraud wurden wohl die Rechten gefunden.

Wie geplant entstanden ausländische und deutsche Gruppen. Theatergruppen – deutsch und türkisch – und Tanzkreise wurden gegründet und eine Stadtteilzeitung mit dem originellen Namen „Leonlicht“ herausgegeben. Ein veritables Marionettentheater der Puppenspielerfamilie Keilholz hielt Einzug im KuRo. Beinahe fast selbstverständlich bildeten sich Gruppen aus einem breiten kreativen Spektrum; dazu zählten Maler, Fotografen, Holzschnitzer, die Glasbearbeitung und vieles mehr. Auch das Kabarettbrett boomte. Heutige Berühmtheiten wie Harald Schmidt, Sigi Zimmerschied, Alex Campell fanden hier ihre ersten Auftrittsmöglichkeiten. Aber auch lokale Matadoren wie Fitzgerald Kusz, Klaus Karl Kraus und Bernd Regenauer standen auf der kleinen Bühne in der Rothenburger Straße.

Reisen mit den Freunden des Kulturladens

Ein weiterer Schwerpunkt des Kulturladens waren bald Reisen zu Nürnberger Partnerstädten sowohl in Europa, aber auch darüber hinaus. So führten Reisen auch nach Israel und nach China. Vorbereitet und durchgeführt wurden sie von einem weiteren vitalen Gewächs des Hauses, den Freunden des Kulturladens, einem selbstständigen Verein.

Ein gelungenes Experiment, das Schule macht

Das Experiment „Kulturladen“ begann sich in hohem Maße zu bewähren. Wenn es in der Anfangszeit runde 16 000 Besucher pro Jahr waren, sind es heute weit über 50.000 in der Villa Leon, der „Nachfolgerin“ des KuRo. Die Kritiker wurden immer leiser, aus einem Kulturladen wurde eine Ladenkette mit zwölf Einrichtungen. Selbst rechte Kritiker bemühen sich um Kooperation. Der Kulturladen, oder besser die Läden, stehen immer wieder vor neuen Herausforderungen und damit vor neuen Anfängen.

Mit dem KuRo auf Reisen – ein Erfolgsmodell

von Anton Kromer

27

Im Kulturladen in der Rothenburger Straße war es von Anbeginn guter Brauch, sich gemeinsam auf eine Reise vorzubereiten. In gut besuchten Vorbereitungstreffen wurde besprochen, wohin die Reise gehen sollte, was es zu besichtigen lohnte und was ins Reisegepäck musste. Dazu gehörten auch Sprachkenntnisse, die vorher in einem eigens für die Reise besuchten Sprachkurs erworben wurden – als wichtige Grundlage für das Kennenlernen von Land und Leuten. Jeder Reiseteilnehmer übernahm es, sich sorgfältig vorzubereiten und im KuRo – später in der „Villa“ – oder auch erst direkt vor Ort am Reiseziel die anderen Mitreisenden gründlich zu informieren.

Nun kann der frühere Kulturladen Rothenburger Straße nicht ohne Stolz auf den Besuch der meisten Hauptstädte Europas verweisen. Aber der Kulturladen war auch in Afrika, in Asien, in Kanada und im Reich der Mitte, in China. Abseits ausgetretener Touristenpfade suchten wir, fremde Kulturen zu erkennen und zu verstehen. Ob es eine Packeistour im hohen Norden war oder eine Expedition in der glühenden Sahara, immer hatten wir Kontakt mit den Menschen dort und ihrem Lebensraum. Ein besonderes Anliegen war uns aber stets die Pflege der Städtepartner Nürnbergs – hier besonders der Partnerstädte Glasgow und Krakau. Natürlich organisierten wir Gegenbesuche nach Nürnberg. Aus diesen Treffen entstanden langjährige Freundschaften.

In Krakau

Für die Krakauer vor der „Wende“ war dies die einzige Gelegenheit, im „Westen“ Kontakt zu finden, eine Möglichkeit, die begeistert aufgenommen wurde. So waren es einmal mehr als fünfzig Krakauer Künstler, die in Nürnberg polnisches Kunsthandwerk vorstellten. Im Gegenzug hatten Nürnberger Künstler die Möglichkeit, in Krakau auszustellen und dort zu arbeiten. Wir erlebten vor Ort hautnah die Krakauer Kulturszene. Unseren Aufenthalt versuchten die Krakauer dabei so komfortabel wie möglich zu gestalten. Angefangen von heimischer Folklore bis hin zum klassischen Konzert oder auch zum Besuch touristischer Attraktionen. Wir waren noch viele Male in Krakau, lernten dort die gastfreundlichen Polen kennen und eine Vielzahl von Natur- und Kulturdenkmäler des Landes.



Aktivitäten im KuRo (Quelle: privat)



Aktivitäten im KuRo (Quelle: privat)



Anton Kromer, „Kulturkaiser“ (Quelle: privat)

Natürlich wurde alles anders, als die „Wende“ kam. Die bisherigen prächtigen Kulturhäuser, einst Burgen und Schlösser der Aristokraten, wurden den früheren Besitzern zurückerstattet. Die Krakauer Kultur musste sich, wie überall im Land, umorganisieren. Zwar war jetzt alles offen, aber es ist jetzt alles mit viel Geld verbunden. Gleichviel, wir organisierten weiterhin Austauschprogramme, die allerdings hohe Kosten verursachten und eine gewisse Einschränkung erzwingen. Der stolze Krakauer Kulturpalast Pod Baranami („Unter den Widdern“) wurde seinem alten Besitzer, dem Fürsten Pontowski, zurückerstattet.

Eine besondere Begegnung erlebten wir an einem Tag im Oktober. Es war für die Jahreszeit schon ziemlich kalt. Gleichwohl brachte man uns zu dem Karpatenfluss, wo schon drei Flöße auf uns warteten. „Wir stachen in See“. Hinreißend die vorbeiziehende Landschaft. Aber kalt, sehr kalt. Der Flößer hatte eine Ziehharmonika, womit er uns mit polnischen Volksliedern unterhielt – eine tolle Stimmung! Allmählich begann es ein wenig zu schneien. Es wurde immer kälter. Bildlich gesprochen: Zuerst fielen uns die Ohren ab, dann die Finger, und wenn der Flößer nicht „zufällig“ ein wenig Wodka zur Hand gehabt hätte, wir wären zweifellos erfroren. Aber ehe es soweit kam, tauchte am Ufer ein riesiges Lagerfeuer auf, um das singende Mädchen und Buben in volkstümlichen Kostümen tanzten. Sogleich wurden wir in den Reigen einbezogen, sodass wir nun alsbald gehörig ins Schwitzen kamen. Anschließend bat man uns in eine Jagdhütte, wo die Wildsau schon am Spieß briet, die wir uns bald schmecken ließen. Es war der Beginn einer langen Freundschaft.

In Glasgow

Hier war natürlich alles anders als in sozialistischen Sphären. Es war immer alles offen, aber dafür ist alles mit hohen Kosten behaftet. Unsere Partner dort sind nicht die Kulturfunktionäre, sondern die Mitglieder eines Bürgervereins, die uns die Türen zu den Verwaltungsspitzen öffneten. So waren wir Gäste beim Lordprovost, dem Oberbürgermeister und zu Besuch im schottischen Parlament. Aus Kostengründen haben wir das Austauschprogramm wie folgt organisiert: Der Gast reist auf eigene Kosten und kommt für seine Unterbringung auf. Der Gastgeber übernimmt die Verpflegung und erstellt das Programm und sorgt sich um die Transportmittel. Der Besuch ist wechselweise 1- oder 2-jährig. Die Kontakte halten bereits über zwei Jahrzehnte. Aus Altersgründen wird dieser sehr erfolgreiche Austausch zunehmend schwieriger. Wir konnten sehr viel sehen und erleben und sehr interessante Kultur- und Industriedenkmäler kennenlernen.

Wir verreisen weiter ... – ... in die Toskana

Nach Kurzreisen nach Hadera und Kavala, beides auch Partnerstädte von Nürnberg, verlegten wir unseren Schwerpunkt auf die Toskana. Anfahrt im Bus – Die Unterkunft: schmucke, kleine Bauernhäuser im toskanischen Stil; mit Galerie im Haus sowie offenem Kamin – Das Anwesen liegt in einem Weingarten mit einem unendlich weiten Blick ins Land – Bei dem Winzer, wie auch im Dorf, kann man sich sehr gut versorgen – In enger Nachbarschaft gibt es ein Ristorante mit ausgezeichnete Küche und im Gelände einen gepflegten Swimmingpool, einen Grillplatz und einen Tennisplatz. Im Haus werden verschiedene Arbeitskreise angeboten, wie Töpferei, Malen, Papierschöpfen, Fotografieren und auch Weinkunde und Kulinarisches.

Martin, unser Busfahrer, war ganz in Ordnung. Er war nicht der landläufige Kutscher. Er war gelernter Sozialpädagoge und Pfarrersohn und wusste, was wir gerne sehen wollten. Er zeigte uns die Crete bei Siena, die Thermalquellen von Saturnia, die imposante Stadtmauer in Lucca, San Gimignano mit den berühmten Geschlechtertürmen und vieles mehr.

In die Toskana fahren wir noch viele Male, immer auch mit neuen Reisegefährten. Und wenn das Reiseangebot heute auch eingeschränkt ist, gibt es weiterhin Zuspruch. Unsere Reisen waren und sind ein Erfolgsmodell!

Aus Treffen
entstanden langjährige
Freundschaften

Unsere erste Weinlese in der Villa Leon

von Anton Kromer und den Freunden des Kulturladens

Wir schreiben das Jahr 2002. Morgens, die Nachtkälte schauert noch, ist schon eine fröhliche Gruppe auf den Beinen, mit Körben, Tüten und kleinen Messern. Was treiben die denn da? Die Erklärung ist einfach: Sie gehen dem 100-jährigen Rebstock zu Leibe, um eine Lesse einzubringen, die den Jahrhundertwein hervorbringen soll.

Die Dienstvilla des ehemaligen Schlachthofdirektors ist mit dem Pförtnerhaus, dem Verwaltungsgebäude und dem Kachelbau der Rest, der vom Schlachthof noch übrig ist. Übrig aus dieser Zeit ist auch, und das ist für Nürnberg eine Rarität, ein alter mächtiger Weinstock, der wohl so manches Schlachthofdirektorskind erfreut haben mag und der gleichsam wie eine sorgende Mutter das halbe Gebäude umschlingt.

Wenn es auch sonst heißen mag: „Seine Hallen sind verfallen“, so wurde die Villa in alter Frische wiederhergestellt, wenn auch mit anderen Zielen. Das Kulturzentrum, die Stadtbibliothek und die Kneipe „Merhaba“ teilen sich nun das Haus und auch die köstlichen Trauben.

Von der fröhlichen Gruppe wurde inzwischen die Leiter gefunden und strategisch aufgestellt. Die jüngeren Senioren durften hinaufsteigen und mit der Ernte beginnen. Leo, Hans und Elfriede machten sich daran, die reifen Trauben abzuernten. Anna, die behauptete nicht schwindelfrei zu sein, übernimmt den Bodentransport, damit die Trauben gut zur Waschstation kommen, wo Hans, Christine und Barbara für die Säuberung zuständig sind. Tipps zur Zubereitung des Weines wurden von vielen Seiten gegeben, aber da niemand weiß, welche Rebsorte es ist, wurde sie kurzerhand als „Extraordinaer“ deklariert. Welche Rebsorte konnte es über 100 Jahre in diesem Mief der Müllverbrennung gegenüber des Frankenschnellwegs und der allgemeinen Umweltbelastung aushalten und so gut gedeihen?

Aber erst einmal heißt es stilgerecht eine Häckerbrotzeit einzunehmen. Anna versorgt die Arbeiter im Weinberg mit Tiroler Speck und Kaminwürsten. Inzwischen entbrennt ein heftiger Disput, wie der Neue wohl heißen soll: „Rothenburger Straßenschlucht“, „Leonharder Südwand“ oder „Loonharder Erstlich“ waren Vorschläge, die man zurückstellte, denn wie er aus dem Keller kommt, das musste man erst abwarten. Unser selbst ernannter Kellermeister wurde Leo, weil er einen 30 Liter Ballon zuhause stehen hatte. Er traf alle Vorbereitungen. Seine Idee war natürlich ein Barrique, aber das musste aus Kostengründen abgelehnt werden.

Die Trauben, das steht fest, waren auf jeden Fall gar köstlich.

Inzwischen hatte man auch einen sehr schönen Blick auf das alte St. Leonhard. Links die neu gebauten Einheitshäuser, der dampfende Schlot der Müllverbrennung, der in der Morgensonne glitzerte, die Baustelle direkt vor der Villa, und etwas rechts, die alte Zuckerbär Villa, die zur gleichen Zeit erbaut wurde wie der Schlachthof – ein beeindruckender Anblick.

Nach zwei Stunden heftiger Arbeit waren Körbe, Kisten und Tüten gefüllt; es gab noch einen Umtrunk, zwar mit einem Südtiroler Grauvernatsch, aber im nächsten Jahr werden wir unser eigenes Produkt trinken. Der erste Heurigenabend sollte am 34. Oktober in der Villa stattfinden. Die ersten 10 Liter wären gratis, um Anmeldung würde gebeten.

Vieles wurde seither ausprobiert, kein Experiment bei der Weinherstellung gescheut. Heute machen wir aus den Trauben Marmelade, die gar wohl mundet und inzwischen fast perfekt gelingt. Und natürlich bringt die Wirtin des Cayhaus ihren Gästen erntefrische Trauben zum Probieren.

Sorte: Extraordinär

Der türkische Seniorentreff in der Villa Leon

vorgestellt von Güngör Kuzeyli, Nazmiye Gibbs, Hatice Kocacenk, Uysal Hikmet, Elif Tuluk, Sükriye Özdemir und Sermin und Hasan Kanta

30 Einmal in der Woche, am Donnerstag Vormittag, zwischen 10 und 13 Uhr treffen wir uns in der Villa Leon, eine Gruppe türkischer Seniorinnen und Senioren. Wir alle sind „Gastarbeiter/-innen“ der ersten Stunde und inzwischen nicht mehr berufstätig, also Rentnerinnen und Rentner. Alpay Cakar hat unseren Treff im Cayhaus im Kulturladen Rothenburger Straße (KuRo) gegründet. Er war von Beruf Dolmetscher und hat sich sehr für unsere Belange eingesetzt, zum Beispiel hat er im KuRo einen türkischen Chor gegründet und auch eine türkische Theatergruppe hatten wir dort. Leider ist Alpay Cakar früh verstorben. Im Jahr 2001 zog unser Seniorentreff vom KuRo in die Villa Leon um. Ungefähr 30 bis 40 türkische Männer und Frauen kommen hier regelmäßig in den Herbst- und Wintermonaten zusammen. Es waren auch schon 50 Personen. Ab April/Mai gehen viele von uns für einige Monate in die Türkei, ins eigene Sommerhaus und bleiben dort bis Oktober. Dann ist im Treffpunkt weniger Betrieb. Aber ab Oktober geht es dann wieder richtig los.

Türkischer Tee und Gespräche

Wir Frauen bilden eine Gruppe, die Männer eine andere; so nehmen wir rund um einen großen Tisch Platz. Wir kommen zusammen, um miteinander zu reden, zu diskutieren, zu essen und zu trinken. Jeder der teilnimmt, bringt etwas zu essen mit, Gebäck und Obst der Saison wie Mandarinen. Und im Samowar wird türkischer Tee gekocht. Manche, die kommen, leben inzwischen alleine, der Lebenspartner ist verstorben, die Kinder sind erwachsen und gehen eigene Wege. Uns allen ist der Kontakt untereinander, der Zusammenhalt und die gegenseitige Unterstützung wichtig.

Land und Leute kennenlernen

In den vergangenen Jahren haben wir gemeinsame Reisen und Ausflüge unternommen – nach Prag, an den Bodensee, nach Würzburg, zum Europaparlament und zur Frankfurter Buchmesse wegen der türkischen Literatur. Das war in der Zeit, als es die deutsch-türkischen Literaturtage in Nürnberg noch nicht gab. Die sind gut und wichtig für viele von uns. Wir verabreden uns beim Treff auch zu gemeinsamen Abendessen in kleinen Gruppen oder zum Kinobesuch, vor allem zu den türkischen Filmtagen. Die haben im KuRo ihren Anfang genommen und sind jetzt ein richtig großes Festival geworden, das wir sehr schätzen. Die Tochter einer „unserer Frauen“ hat dieses Projekt mit auf den Weg gebracht.

Wie eine Familie

Es kommen mehr Frauen als Männer zum Treffpunkt. Vielleicht liegt das daran, dass Frauen es nicht so gewohnt sind, in eine Gaststätte zu gehen, um mit anderen zusammen zu sein. Für manche ist der Treff wie eine Familie. Aus Nachbarinnen, die sich vor 35 Jahren in Nürnberg kennengelernt haben und die die ganzen Jahre Tür an Tür in der Nürnberger Südstadt wohnten, sind inzwischen Schwestern geworden, so fühlen sie das, das darf man so sagen.

Möchten Sie wissen, wie wir nach Nürnberg kamen und ein paar Eindrücke von unserem Leben hier gewinnen? – Wir erzählen Ihnen gerne etwas darüber:



Güngör Kuzeyli – Mein Weg nach Nürnberg

„ Mein Name ist Güngör Kuzeyli, ich stamme aus Istanbul und kam 1970 mit einem Arbeitsvertrag als Schlosser nach Deutschland. Mein erster Arbeitsplatz war in der Firma Kessel- und Apparatebau Gottfried Thomas, in der Nähe von Hameln in Nordrhein-Westfalen. Gewohnt habe ich damals in einem Zimmer, das die Firma gemietet hatte. Ende 1971 wurden wir in Hameln gekündigt. Ich ging zu einem Freund nach München, wo ich in verschiedenen Firmen gearbeitet habe. Nach meinem ersten Urlaub brachte ich meine Frau mit; aber hergekommen ist sie erst 1977. Wir bekamen zwei Kinder, 1970 eine Tochter und 1972 einen Sohn. 1973 kam meine Schwester nach Nürnberg und sie animierte mich auch nach Nürnberg zu kommen. Ein Jahr später war es soweit und die Familie wurde in Nürnberg wieder zusammengeführt. Seit 1974 lebe ich jetzt hier und habe als Schweißer und auch als Installateur gearbeitet. Jetzt verbringe ich einige Wochen im Jahr in der Türkei, in Izmir. Istanbul, die Stadt, in der ich geboren bin, ist in den vergangenen Jahren sehr stark gewachsen und sehr groß geworden.

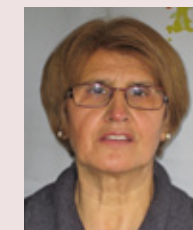
Und so verlief meine Reise von Istanbul nach Deutschland: Das deutsche Arbeitsamt war vor Ort mit Anwerbebüros. Obligatorisch war eine ärztliche Untersuchung, bevor es die notwendigen Papiere gab. Mit dem Zug, es war ein gesonderter Arbeitertransport, ging die Fahrt

nach Deutschland. Drei Tage waren wir unterwegs. Unsere erste Station in Deutschland war der Hauptbahnhof in München. Dort wurden wir in Empfang genommen und mit Hilfe eines Dolmetschers entsprechend unserer Bestimmungsziele in neue Gruppen eingeteilt und auf die Weiterreise quer durch Deutschland weitergeschickt. „



Nazmiye Gibbs – Eine der ersten türkischen Frauen, die zum Arbeiten nach Deutschland gingen

„ Ich heiße Nazmiye Gibbs und kam 1965 nach Deutschland, auch aus Istanbul. Ich war eine der ersten türkischen Frauen, die sich zum Arbeiten nach Deutschland auf den Weg machten. Ich kam in einer Gruppe mit 11 anderen Frauen hier an. Mein Arbeitsplatz war bei der Firma Diehl in der Stefanstraße in Nürnberg. Gewohnt habe ich anfangs in einem Wohnheim der Firma in Röthenbach. 5 Monate nach mir kam mein Ehemann nach. Ich habe bei Diehl in der Uhrenabteilung als „Maschinenstanzerin“ gearbeitet. Die Arbeit war gut. In der Arbeit trug ich – zum ersten Mal in meinem Leben – einen weißen Mantel. Dieser war mir viel zu groß, die Ärmel waren viel zu lang, sie mussten gekürzt werden. Später bekam ich einen Mantel, der mir passte. 35 Jahre lang habe ich in Nürnberg gearbeitet. Meine drei Kinder habe ich 1965 zu Hause bei der Oma zur Betreuung zurückgelassen; sie waren damals fünf, drei und ein Jahr alt. Eines der Kinder ist früh verstorben. Die Trennung von ihnen war eine sehr große Belastung für mich. Ich wohne in St. Leonhard, in der Rothenburger Straße. Seit ich Rentnerin bin, lebe ich einen Teil des Jahres in der Türkei und den andern Teil in Deutschland. „



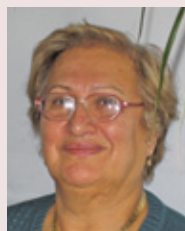
Hatice Kocacenk – Einzige Türkin in einem fränkischen Dorf

„ Ich bin Hatice Kocacenk und stamme aus Sakarka, einem Ort in der Nähe von Istanbul. Nach Deutschland bin ich 1973 gekommen, nach Diesbeck, einem Dorf in der Nähe von Neustadt an der Aisch. Ich folgte meinem Ehemann nach, der mich am Münchner Hauptbahnhof am Zug in Empfang nahm. 19 Jahre lang habe ich in Diesbeck bei der Firma Müller und Co. an einer Stickmaschine gearbeitet.

Meine beiden Kinder, eines sechs Jahre, das andere sieben Monate alt, blieben in der Obhut der Oma zurück. Später haben wir sie nachgeholt. Ich war die einzige Türkin im Dorf. In der Stickerei fand ich Kontakt zu einer Arbeiterin aus Jugoslawien. Mit ihr konnte ich mich unterhalten, die notwendigen Sprachkenntnisse hatte ich von meiner jugoslawischen Oma mitbekommen. Mit den Jahren wurde die jugoslawische Arbeitskollegin wie eine Schwester für mich. Anfangs wohnten mein Mann und ich in einem kleinen einfachen, alten Haus, das wir nach und nach renoviert haben. Als wir nach einiger Zeit ein Bauernhaus im Ort kaufen wollten, gewährte uns die Bank keinen Kredit. Erst nachdem der Bürgermeister und seine Frau für uns Eheleute gebürgt hatten, wurde der Kredit bewilligt. Ich besuchte keine Schule, meine Deutschkenntnisse erwarb ich mir im alltäglichen Leben, durch viel Hören und Sprechen. Später sind wir nach Nürnberg, nach Gersdorf gezogen. Hier habe ich von Anfang an Kontakt zu unseren neuen Nachbarn gesucht. Du musst reinwachsen, auf die Menschen zugehen und nicht Abstand halten, sich kennenlernen ist wichtig – „Türken kommen, mir Angst“, das habe ich zu hören bekommen. Nicht Ausländer, sondern Nachbarn sind wir, das war und ist mein Standpunkt und danach lebe ich. Mein Lebensmittelpunkt ist Deutschland. In die Türkei fahre ich nur, um dort Urlaub zu machen. „

Uysal Hikmet – Wir wollten in Deutschland Arbeit finden

„ Mein Name ist Uysal Hikmet. Ich kam 1977 nach Nürnberg und habe hier als Maschinenarbeiterin bei der Firma Diehl in der Stefanstraße, im 4. Stock gearbeitet. Krank war ich nur ein einziges Mal. Ich erinnere mich noch gut an die Krankschreibung durch den Arzt. Trotz der Krankschreibung ging ich zur Arbeit, obwohl mir deutlich gesagt worden war, dass dies nicht richtig ist. Gewohnt habe ich zuerst auch im Wohnheim der Firma in Röthenbach. Die Tochter eines Onkels von mir arbeitete bereits bei Diehl. Mein Ehemann kam ein und ein halbes Jahr später zu mir nach Nürnberg nach. Die Männer wollten nicht nach Deutschland, die Frauen aber schon. Wir wollten in Deutschland Arbeit finden. Eine meiner Töchter lebt heute in der Türkei, eine andere in Deutschland. Ich hatte drei Kinder, eines ist früh verstorben. Als Kleinkinder habe ich sie in der Obhut der Oma in der Türkei gelassen, weil es in Deutschland niemanden gab, der auf sie aufpassen konnte. Unsere erste Wohnung teilten wir mit einer anderen Familie. Das war in der Fürther Straße. Die Küche dort haben wir gemeinsam genutzt. Später, als wir unsere Kinder aus der Türkei nach Nürnberg geholt hatten, zogen wir nach Gibitzenhof in die Speyerer Straße, dort hatten wir eine 3-Zimmer-Wohnung ohne Bad. „

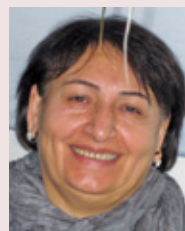


Elif Tuluk – Meine erste Station:
Zimmermädchen in einem Hotel

„ Ich heiße Elif Tuluk und bin seit 35 Jahren die Nachbarin von Uysal Hikmet. Wir haben uns in Nürnberg kennengelernt. Ich komme aus dem Norden der Türkei und lebe seit 1973 in Nürnberg. Meine erste Station hier war das Hotel Fackelmann in der Essenweinstraße. Im Hotel hatte ich ein einfaches, kleines Zimmer im Dachgeschoss, in dem ich wohnte. Zuerst habe ich als Zimmermädchen gearbeitet und danach dann in der Küche. „Warum mein Geld schneiden?“, habe ich meine Chefin im Hotel einmal gefragt. Sie war geizig, aber ich habe mich gegen den Lohnabzug gewehrt. Meine Arbeitstage waren lang, zehn Stunden waren die Regel.

Mein Ehemann und unsere Kinder blieben zunächst in der Türkei zurück. Sie kamen später nach. Als mein Mann auch in Nürnberg war – das war nicht leicht gewesen, weil ein Anwerbestopp herrschte –, haben wir gemeinsam eine Wohnung gesucht. Fündig wurden wir in Johannis. Zusammen mit drei weiteren türkischen Ehepaaren, einer griechischen und einer jugoslawischen Familie teilten wir uns dort eine 6-Zimmer-Wohnung, mit einem Bad und einer Küche. Die erste eigene Wohnung hatte unsere Familie in Gibitzenhof, in der Speyerer Straße. Die Kinder hatten wir inzwischen mit vielen Hindernissen nach Nürnberg nachgeholt. Meine Schwiegermutter war inzwischen alt und konnte auf sie nicht mehr aufpassen.

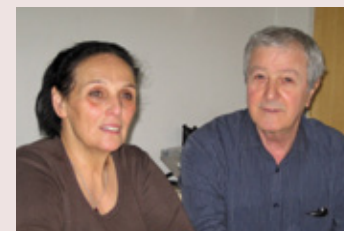
Im Hotel Fackelmann habe ich sechs Jahre gearbeitet. Dann kam eine Krise, es gab wenig Arbeit. Ich bekam die Kündigung. Zwei bis drei Monate war ich dann zu Hause, bevor ich meine nächste Arbeitsstelle in der Stanzerei bei der Firma Triumph in der Fürther Straße antrat. Elf Jahre lang habe ich dort in Wechselschicht und im Akkord gearbeitet. Um in einem Sprachkurs Deutsch zu lernen hatte ich keine Zeit, ich brauchte meine Zeit für die Arbeit, die Kinder und den Haushalt. Unsere Familien, meine und die von Uysal Hikmet hatten in der Türkei ein Haus. Aber wir wollten etwas Eigenes, wollten selbst arbeiten und einen Platz für unsere eigene Familie schaffen. Unsere Eltern und Großeltern wollten das nicht. Weil es für uns in der Türkei nicht möglich war zu arbeiten, entschieden wir uns, nach Deutschland zu gehen. Frauen, die in der Türkei arbeiten wollten, wurden dort schräg angeschaut. Die Arbeit hier war körperlich sehr schwer, wir haben viele Tränen geweint und uns gefragt: „Warum gekommen?“ Gesundheitliche Probleme blieben nicht aus, die Folge: ein kaputter Rücken. Und dennoch: Alles ist gut geworden – im Rückblick. Es ist ein Wechselbad. Das Wandern zwischen zwei Welten. Nürnberg und Deutschland ist unsere zweite Welt, die Türkei ist uns beiden irgendwie fremd geworden. Ich habe ein Sommerhaus am Meer, aber keinen Kontakt zu den Menschen dort. „



Sükriye Özdemir – Fränkische Besonderheiten

„ Ich bin Sükriye Özdemir. Nach Deutschland kam ich 1974 zusammen mit meinen drei Töchtern, die damals sechs, vier und ein Jahr alt waren. Mein Mann war zwei Jahre zuvor hierher gekommen. Unsere erste Station war der Schwarzwald. Dort kam unsere älteste Tochter 1975 in die Schule. Mit meinem Mann habe ich im Wechsel Schicht gearbeitet, sodass immer einer von uns auf die Kinder aufpassen konnte. Ich habe fünf Kinder, eine Tochter lebt seit zwei Jahren in Istanbul. Meine Kinder sind integriert. Sie beherrschen die deutsche und die türkische Sprache gut. Eine Tochter spricht außerdem noch Französisch und Englisch. Unsere Familie war in dem Schwarzwaldort verankert. Mein Mann und ich haben bei Uhren Junghans gearbeitet. Die Firma ging jedoch pleite. Sie wurde von Diehl gekauft und wir Mitarbeiter erhielten ein Angebot, den Arbeitsplatz zu wechseln. So kam unsere Familie nach Nürnberg; fortan arbeiteten wir bei der Firma Diehl. Die Menschen im Schwarzwald waren anders als die in Nürnberg. Ich habe sie besser verstanden, wie sie sprachen und sie waren freundlicher. Die Franken reden so grob, der Umgangston unter den Kolleginnen in der Firma war ganz anders. In Nürnberg war es laut, es wurde schnell geschrien, fünf Minuten später lächelte dieselbe Kollegin, die vorher geschrien hatte, aber schon wieder. Das konnte ich nicht verstehen.

In Nürnberg hatten wir dann auch Probleme mit der Eingliederung unserer Töchter in das Schulsystem. Hier gab es Mitte der 80er Jahre deutsche und türkische Klassen. Ich wollte, dass meine Töchter in eine deutsche Klasse durften, weil sie das aus dem Schwarzwald kannten, dort gab es eine solche Trennung wie in Nürnberg nicht. Aber der Schuldirektor wollte das nicht. Schließlich, nach einer dreimonatigen Probezeit, war doch geklärt, dass meine Kinder die deutsche Klasse besuchen konnten. In der türkischen Klasse gab es deutsche und türkische Lehrer. Es stellte sich bald heraus, dass die türkischen Kinder gegenüber den gleichaltrigen deutschen Kindern zurückblieben. Ich war im Elternbeirat von Kindergarten und Schule und habe vieles gesehen. Aus der deutschen Klasse gingen zum Beispiel sechs Kinder aufs Gymnasium, aus der türkischen Klasse nur ein Kind oder gar keines. Seit einigen Jahren gibt es keine getrennten Klassen mehr. Meine Kinder haben alle eine Ausbildung, drei stehen im Beruf – eine davon als Übersetzerin in Istanbul, eines studiert zur Zeit. „



Sermin und Hasan Kantar – Wir kamen als Lehrer

„ Mein Name ist Sermin Kantar. Mein Mann Hasan ist seit 1978, ich bin seit 1980 in Deutschland. Ich folgte meinem Mann mit unseren beiden Kindern – sie waren damals drei und sechs Jahre alt. Wir wohnten in der Gertrudstraße in Nürnberg. Der Dreijährige kam in den Kindergarten, der Sechsjährige in die Schule. Seine erste Schule war die türkische Klasse in der Knauerschule, die 1. Klasse, in der 2. Klasse besuchte er die deutsche Regelschule. Und schließlich ist er dann ins Dürergymnasium übergetreten. Mein Mann und ich sind als Lehrkräfte nach Deutschland gekommen, mit einem auf acht Jahre befristeten Arbeitsvertrag. Nach dessen Ablauf sind wir mit unserer Familie zurück in die Türkei, von dort wieder zurück nach Deutschland. Unser Arbeitsvertrag wurde jeweils um ein Jahr verlängert, unser Aufenthalt war immer unsicher. Der ältere Sohn ist deshalb schließlich in Istanbul geblieben, um die Schule abzuschließen; er hat dort auch ein Studium begonnen und beendet. Zwischenzeitlich erhielten wir eine feste Arbeits-erlaubnis.

Ich habe ungefähr zwanzig Jahre lang in Nürnberg Alphabetisierungskurse für türkische Frauen geleitet; an verschiedenen Orten in Nürnberg – in den Mutter-Kind-Stuben in der Dennisstraße und am Diana-Platz, im Nachbarschaftshaus in Gostenhof, im KuRo, in der Villa Leon und im Bildungszentrum, das damals solche Kurse im Sigena-Gymnasium anbot. Deutsch habe ich hauptsächlich „so“ gelernt; ich habe einen Intensivkurs, der drei Monate dauerte, und ein paar andere Kurse besucht, aber das meiste habe ich mir ohne Kurse angeeignet. Zu Hause haben wir Türkisch gesprochen. Für mich ist ganz wichtig, dass die Kinder erst richtig Türkisch lernen, als ihre Muttersprache, darauf bauen sie dann Deutsch auf. Wenn das nicht so ist, dann haben sie keine Muttersprache und sie bleiben halb und halb und diese beiden Halben ergeben nicht ein Ganzes. Das ist für die 3. Generation heute in der Schule ganz schwierig. Die 4. und 5. Generation wird Türkisch nur noch als Fremdsprache lernen. Ich habe inzwischen eine Enkelin, sie wächst zweisprachig auf, sie hat deutsch-türkische Eltern. „

Zusammenhalt &
gegenseitige Unterstützung

Zum Abschluss einige Gedanken von uns über das Leben in Deutschland.

„ Ich, Sükriye Özdemir, meine, die 2. Generation spricht gemischt, nicht richtig Deutsch und nicht richtig Türkisch. In die Türkei zurückzukehren ist für uns keine Option. Meine Kinder sind hier aufgewachsen, meine Familie ist hier. In der Türkei wäre der Lebensstandard zwar höher, d. h. wir hätten im Alter mehr materielle Sicherheit. Aber hier habe ich meinen Kolleginnenkreis, das ist für mich sehr wichtig. Inzwischen arbeite ich nicht mehr, aber wir treffen uns regelmäßig und pflegen unseren internationalen Frauentreff. Wenn wir in die Türkei zurückkehrten, was wäre dort? Es gibt keine Nachbarn, die uns kennen, keine Kollegen, keine Freunde. Wir haben eine Wohnung in der Türkei, nahe der syrischen Grenze, 1100 km von Istanbul entfernt, dorthin fahren wir in den Ferien. Ich gehöre zur 1. Generation, wir kamen zum Arbeiten – und ich dachte, irgendwann gehe ich zurück. Wir haben ein Haus in der Türkei gebaut, gehen aber jetzt doch nicht zurück, weil es nicht mehr klappt. 29 Jahre habe ich in Deutschland gearbeitet.

Die 1. Generation kann nicht richtig Deutsch; wir hatten keine Zeit zum Deutsch lernen, Arbeit und Familie – das war es; für Kultur war keine Zeit. Die 1. Generation ist die verlorene Generation, meine ich. Meine Geschwister blieben in der Türkei. Die deutsche Politik dachte: Arbeitskraft kommt und geht; die Türken dachten das am Anfang auch. Aber dann kam Familie, Schule; dann kommen Wurzeln; dann gibt es ein Zurück nicht mehr. Die 1. Generation schließt sich enger zusammen. Die 3. Generation, die heute 20–25 Jahre alt ist, fühlt sich frei. Für sie ist Deutschland wie ihr eigenes Land; die kommen von selbst, sie brauchen keinen Druck – von wegen Integration – sie brauchen Chancen. Heute gibt es mehr Schriftsteller, türkische Intellektuelle, Filmemacher ... meine Enkeltochter ist 20 Jahre, sie gehört zur 3. Generation – hier sehe ich das ... Die 2. Generation ist auch eine „Zwischengeneration“, halb und halb; das hängt viel von den Eltern ab. Wenn sich die Eltern zurückgezogen haben, haben auch die Kinder zurückgezogen gelebt. Wenn die Eltern aus einem Dorf nach Deutschland in die Stadt kamen, waren die Frauen Analphabetinnen, sie haben sich geschämt; ohne Lesen und Schreiben leben sie isoliert; sie haben sich abgekapselt; ohne Kinder als Dolmetscher können diese Frauen der 1. Generation nicht zum Arzt gehen. „

„ Ich, Sevim Kantar, stelle immer wieder fest, dass fast alle türkischen Rentner/innen in zwei Länder gehören. Es gibt Familienreste in der Heimat. Die alte Mutter, die sagt: „Jetzt arbeitest du nicht mehr, warum kommst du nicht?“ Die Antwort darauf lautet, weil hier meine Kinder und Enkel sind. Deshalb verbringe ich jetzt einige Monate im Jahr in der Türkei. Als junger Mensch habe ich in der Türkei in verschiedenen Orten gewohnt, nirgends länger als fünf Jahre. Seit 30 Jahren lebe ich in Nürnberg, das bindet. „

Die Bäckerei Nachtrab – ein traditionsreicher Handwerksbetrieb

von Hans Nachtrab

34 Unsere Bäckerei wurde 1887 von meinem Urgroßvater gegründet. Mein Großvater und später meine Mutter, führten den Betrieb fort. In den Anfangsjahren war es so wie in vielen Handwerksbetrieben: Der Meister hat in der Backstube geschafft und die Frau war im Laden. In der Backstube gab es einige Helfer, die dem Meister zur Hand gingen. Ich habe 1953 mit 14 Jahren angefangen, in der Bäckerei zu arbeiten. Zuerst als Lehrling, dann kam die Gesellenprüfung, anschließend die Konditorenfachschule. Mit der Meisterprüfung schloss ich meine berufliche Ausbildung ab.

Das Bäckerhandwerk ernährte seinen Mann

Vor 50 Jahren gab es in Leonhard zehn Familienbetriebe im Bäckerhandwerk, die alle „ihren Mann ernährten“ – das heißt, der Familienbetrieb ernährte Eltern und Kinder. In guter Erinnerung ist mir noch immer ein Bäckerkollege aus Schweinau. Wenn einem von uns die Sahne gefehlt hat, die Hefe nicht reichte oder das Mehl knapp wurde, haben wir uns ausgeholfen. Die Backwaren mussten ja für den Verkauf im Laden und für unsere Großkunden und Lieferanten rechtzeitig fertig werden. Wenn wir unsere Backstube und den Laden im Sommer für zwei Wochen zuschlossen – das war unser einziger Urlaub im Jahr –, übernahm der Kollege für uns die Belieferung unserer Kunden. Da kam einiges zusammen, denn zu unseren Stammkunden gehörte auch die Kantine des Schlachthofs. Dorthin lieferten wir jeden Tag um 4 Uhr 50 in der Früh, weil der Schlachthof mit seiner Kantine schon um 5 Uhr öffnete und die Metzger zur Vesper kamen. Wenn mein Bäckerkollege Hilfe oder Unterstützung brauchte, dann bekam er sie von uns.

Unsere Bamberger Hörnla – eine weit gereiste Spezialität

Viele Menschen in Leonhard schätzten unser Brot und unsere Brötchen. Den Sauerteig fürs Brot haben wir immer selbst gemacht. Eine besondere Spezialität waren unsere Bamberger Hörnla. Sie waren sehr beliebt. Das war jede Menge Handarbeit. Der Teig wurde mit Butter zusammen ausgerollt, zusammengeklappt, wieder ausgerollt, erneut zusammengeklappt – 3- bis 4-mal wurde diese Prozedur – das „Tournieren“ – vollzogen. So wurde das Innere der „Bamberger“ ganz locker. Anfangs wurden sie mit Margarine gebacken; seit 1970 habe ich in

der Backstube nur noch Butter verwendet. Das schmeckt einfach viel besser. Sogar in New York wurden unsere „Bamberger“ verspeist. Eine Stewardess nahm jedes Mal in ihrem Gepäck 50 Stück davon mit, wenn sie auf dem Weg nach New York war.

Backen für die Hausfrauen im Viertel

Bis in die 1960er Jahre hinein brachten viele Frauen aus Leonhard jeden Samstag früh ihre Kuchen zum Backen zu uns, weil sie zu Hause keinen Backofen hatten. Das war für den Bäckermeister gar nicht so toll. Mal war im „Hausfrauen“-Teig zu viel Zucker, dann wurde der Kuchen schnell dunkel; mal war es zu wenig Hefe, dann ging er nicht auf. Nicht alle Frauen schätzten die Hilfe und Unterstützung des Bäckers. Besonders stürmisch ging es in den Wochen vor Weihnachten zu. Bis zu 15 Lagen Plätzchen, übereinander geschichtet auf einem großen Blech, wurden zum Backen zu uns gebracht. Und es kamen viele Stollenteige zum Formen und Backen. Für die berufstätigen Frauen haben wir sogar an einem Sonntag Stollen gebacken. Besonders begehrt waren unsere selbst gemachten Lebkuchen nach dem Rezept meines Urgroßvaters – auch bei ehemaligen Oberbürgermeistern unserer Stadt. „Hier ist das Büro von OB ...“, klang es durchs Telefon, die Bestellung wurde aufgegeben und später vom Fahrer des OB abgeholt.

Reiche Tortenauswahl und „Schweizer Brot“

Natürlich dürfen wir die leckeren Torten nicht vergessen. Die Nummer eins war die „Schwarzwälder“, aber es gab auch Käsesahne-, Schokosahne- und dem Geschmack der Zeit folgend Ananassahnetorten. Zwanzig verschiedene Sahnnetorten hatten wir bestimmt in unserem Sortiment. Sie waren beliebter als die Buttercremetorten, die viel schwerer waren. Und trotzdem geht es bei manchen klassischen Konditoren-Spezialitäten nicht ohne Buttercreme: bei der Sacher- und der Prinzregenten-, der Nuss- oder der Mokatorte. Und auch sie fanden immer wieder Freunde und Genießer. Ständig war Neues gefragt. Immer neue Varianten haben wir uns ausgedacht, beim Brot ebenso wie beim Feingebäck, bei den Plundern ebenso wie bei den Kuchen und Torten. Wir hatten auch Kunden, die zu uns kamen und das haben wollten, was sie gerade im Urlaub als Spezialität kennengelernt hatten. Besonders begehrt war zum Beispiel unser „Schweizer Brot“. Das war rösch, hell und hatte eine lockere Bindung,



Die Bäckerei Nachtrab (Quelle: privat)



Blick von der Bäckerei auf den Leonhardsplatz nach der Umgestaltung Anfang der 1960er Jahre (Quelle: privat)

weil der Teig zu 80% aus Weizen und nur zu 20% aus Roggenmehl bestand. Ein Klassiker war unser Loonharder Sechspfänder, der wie alle anderen Brotsorten aus reinem Natursauerteig hergestellt wurde.

Technischer Fortschritt

Im Laufe der Zeit hat sich vieles verändert. Unter meiner Leitung hatten wir einen Zwölfstundenschichtbetrieb mit 1 1/2 Schichten und mit 30 Angestellten, Bäckern, Konditoren und Fachverkäuferinnen. Rührmaschinen, mit deren Hilfe die Zutaten für den Teig zusammengeknetet oder gerührt wurden, gab es schon vor mehr als 100 Jahren. Die ersten hatten Transmissionsriemen aus Leder, mit denen die Kraft übertragen wurde. 1965 gab es die ersten Maschinen zum Ausrollen des Teiges für viele Gebäcksorten. Das veränderte den Arbeitsablauf stark; die Arbeit wurde leichter und wir konnten mehr produzieren. Seit den 1980er Jahren bekamen wir unser Mehl in einem „Silozug“ angeliefert – so hieß dieser spezielle LKW – und 12t Mehl konnten jetzt auf einmal in unseren drei Silos im Keller unter der Backstube gelagert werden. In eines der Silos kam Roggenmehl, in die zwei anderen Weizenmehl.

„Zwickel schießen“

Ohne Backofen ging natürlich gar nichts: Der erste wurde mit Holz und Kohle aus einem Nebenraum heraus befeuert. Er hatte 2 Etagen. Zuerst wurde er mit Holz angeschürt, darauf kamen dann 10–15 Eimer Kohle, die so groß waren wie ein 10-Liter-Wassereimer. Die Kohle holten wir aus einer riesigen Kohlengrube in unserem Hof. Wichtig war, dass man den Platz im Backofen optimal auszunutzen wusste und Brot und Brötchen so einbrachte, dass nichts verbrannte und jedes Stück knusprig und in bester „Verfassung“ wieder herausgeholt wurde. Am Ende meiner Lehrzeit musste ich zeigen, dass mir dies gelang. „Jetzt schieß mal einen Zwickel“,

Das war jede Menge Handarbeit

sagte der Meister von der Bäckerinnung als ich meine erste Bäckerprüfung machen sollte. Das ging so: Auf einem länglichen Holzschieber habe ich zuerst von der linken Seite her 5 Brötchen in den Ofen auf die blanke Herdplatte hineingeschoben, danach 7, 9, 12 und schließlich 15 Brötchen. So sollte der Platz im Backofen von Hand optimal ausgenutzt und die Krümmung des Ofens ausgeglichen werden. Nachdem der Ofeninnenraum von links gefüllt war, wurde die Mitte und anschließend, beginnend mit 15 Brötchen, über 12, 9, 7 und 5 Stück, die rechte Seite befüllt. Alles in allem passten so ungefähr 200 Brötchen in den Backofen. Dabei hieß es schnell arbeiten; in 5 Minuten musste der ungefähr 2 Meter breite Backofen durch die schmale Backofentür – sie war vielleicht 40 cm breit – gefüllt sein, sonst waren die ersten Brötchen schon fertig, bevor die letzten hineingeschoben waren. Als die ersten Brötchen braun und knusprig waren, habe ich sie mit dem Schieber herausgeholt. Der Meister und Prüfer von der Innung, nachdem er gesehen hatte, dass ich das „Zwickelschießen“ beherrschte, Brezen schlingen und auch verschiedene Teige fertigen konnte, äußerte sich dazu in seinem Kommentar kurz und knapp: Prüfung bestanden – passt scho!

Mit der Zeit wuchs die Anzahl der Öfen in der Backstube und sie wurden moderner. An die Stelle der Befuerung mit Holz und Kohle trat 1958 das Heizen mit Öl. 1980 haben wir auf eine Gasheizung umgestellt. Und schließlich zog der Computer auch in die Backöfen ein, die Backtemperatur und die Backzeit wurden jetzt einprogrammiert.

Wenn ich zurückdenke, so waren die Anfangsjahre nach dem Krieg geprägt von harter Arbeit, aber wir waren zufrieden. Es waren schöne Zeiten, vieles wurde improvisiert und viel Neues ist geschehen oder kam hinzu. Ich erinnere mich noch gut an mein erstes Fahrrad. Das habe ich auf der Schulter nach Hause getragen, damit die Reifen nicht schmutzig wurden – das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

Mädchen, Mädchen ... – aus einer Vision wird Wirklichkeit: der Mädchentreff in St. Leonhard

von Annette Pilotek und ihren Kolleginnen

36 **U**ngefähr 20 Mädchen – manchmal sind es auch 40 – kommen jeden Tag zu uns in den Mädchentreff in der Georgstraße 5. Seit 1992 gibt es hier in zentraler Lage am St. Leonhardsplatz für die Mädchen verschiedene Kursräume: einen Raum mit Computern, einen mit einer Disco, einen mit einem Café und auch eine Werkstatt mit Küchenzeile gehört dazu. Geöffnet ist der Mädchentreff für alle Mädchen ab 6 Jahre, gleich welcher Nationalität, gleich welchem ethnischen oder kulturellen Hintergrund. Er ist die einzige Einrichtung in Nürnberg, die im Rahmen der offenen Kinder- und Jugendarbeit ausschließlich Angebote für Mädchen zur Verfügung stellt.

Das machen wir gemeinsam

Am Montag gibt es die PC-Werkstatt; hier entstehen Dinge, die Spaß machen – Postkarten oder Lesezeichen zum Beispiel oder auch, was gebraucht wird, wie Hausaufgabenhefte für die Schule. Dienstags gibt es den offenen Treff; es wird gekocht und im Sommer ist eine Lieblingsbeschäftigung mit den Inlinern einige Runden um das Haus zu drehen. Am Mittwoch heißt es basteln und werkeln in unserer Öko-Werkstatt, mit Recyclingmaterial, zum Beispiel mit solchen Wegwerfprodukten wie leeren Joghurtbechern. Aus Butterbrot und Holzspießen, wie sie für Schaschlik benutzt werden, entstehen Windfahnen für den Blumenkasten zu Hause und aus Holzresten werden Schlüsselanhänger gesägt und donnerstags begleiten zwei von uns Pädagoginnen die Mädchen beim Surfen und Chatten im Internet; im Internetwissenskurs gibt es Infos über Sicherheit im weltweiten Netz und wie man sich schützt und am Ende kann nach erfolgreichem Besuch ein Chat-Führerschein erworben werden. Am Freitag heißt es „runter vom Sofa – raus in Natur und Kultur“. Schwimmen, Tischtennis, Badminton, Wen Do (Selbstverteidigung), Fahrradtouren, Waldnachmittage, Piratinnenfeste, Schlittschuhfahren, Töpfern, Spielenachmittage, Besuche in Museen, auf dem Bauernhof, im Kino und vieles andere mehr werden angeboten.

Von Montag bis Donnerstag gibt es ein warmes Mittagessen und natürlich auch Hausaufgabenhilfe. In den Schulferien ist Zeit für viele spannende Aktivitäten – Schmuck basteln aus Computerschrott – und auch der 10-Finger-Schreib-Kurs am PC kann zum Abenteuer werden.

Praktisches „Werkeln“ mit Ergebnissen, die nach Hause mitgenommen werden können, das schätzen unsere jungen Besucherinnen.

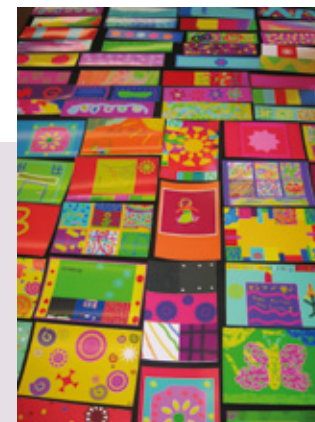
So fing alles an

2010 feierte wir unser 25-jähriges Bestehen. Und so hat unsere Geschichte ihren Anfang genommen. 1984 legte die Bundesregierung ihren sechsten Jugendbericht vor. Darin stand zum ersten Mal die Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen im Mittelpunkt. Wir, eine Gruppe von sechs Frauen aus Nürnberg, besuchten zu dieser Zeit in Frankfurt am Main den Deutsch-Ausländischen Frauenkongress und hörten hier von ersten Mädchentreffs in Berlin und Frankfurt. Mit einer Vision kamen wir nach Hause zurück. Als erstes überprüften wir, ob die Zahlen aus Frankfurt und Berlin stimmten, wonach Kinder- und Jugendeinrichtungen zu 90 Prozent und mehr von Jungen besucht wurden. Es stimmte auch für Nürnberg. Wenn Mädchen erreicht werden sollten, brauchte es eigene Räume für sie. Wir ergriffen die Initiative und gründeten im Oktober 1985 den Verein für emanzipatorische Mädchenarbeit e.V., heute kurz Mädchentreff e.V.. Von der Stadt Nürnberg erhielten wir aus dem sogenannten Alternativtopf eine Anschubfinanzierung. Aus anfangs 2 ABM-Stellen wurden feste Arbeitsplätze und die Anschubfinanzierung wurde in eine Haushaltsstelle bei der Stadt umgewandelt. Damit hatten wir viel erreicht: Wir konnten 1992 unsere Räume in der Georgstraße 5 beziehen – in einem historischen Gebäude aus dem Jahr 1850. Hier war die erste Schweinauer Schule untergebracht, die aber als Schule schnell zu klein geworden war. 1900 war darin eine Polizeiwache und im Laufe vieler Jahre nutzten viele andere Einrichtungen, zum Beispiel auch das Stadtplanungsamt, die Räumlichkeiten. Jetzt aber, im Jahr 1992, stand unserem Einzug nichts mehr im Wege.

Der Mädchentreff wird gebraucht

Für St. Leonhard hatten wir uns damals entschieden, weil hier die Bildungschancen der Mädchen gering waren. Sie sind es auch heute noch. Die meisten Mädchen besuchen nach der Grundschule die Hauptschule im Stadtteil. Eine Realschule oder gar ein Gymnasium gibt es in dem kinderreichen Stadtviertel bis heute nicht. Wir halten es für unabdingbar die Mädchen auf ihrem Bildungsweg zu unterstützen und sie zu befähigen auch in zukunftssträchtigen und

Runter vom Sofa!



Postkarten und Lesezeichen von Mädchen in der PC-Werkstatt gestaltet
(Quelle: Mädchentreff e.V. Nürnberg)



Schmuck entsteht aus Computerschrott
(Quelle: Mädchentreff e.V. Nürnberg)



Gartenbank aus Eisenschrott, entstanden im Schweißkurs
(Quelle: Mädchentreff e.V. Nürnberg)

nicht traditionellen Berufen Fuß zu fassen. Je früher sie Aktivitäten im technischen Bereich ausprobieren können, desto leichter ist es, Mädchen zu motivieren und einen Grundstein für fundierte Kenntnisse zu legen. Mit unseren Angeboten wecken wir ihr Interesse für gewerblich-technische Themen, fördern ihr Selbstvertrauen und ihre Bildungschancen und erweitern das Spektrum ihrer Berufswahl.

Der Mädchentreff bekommt freiwillige soziale Leistungen der Stadt Nürnberg. Ohne zusätzliche Gelder könnten die Öffnungszeiten und das hochwertige Programm schon lange nicht mehr gehalten werden. Dass der Mädchentreff trotzdem eine gut funktionierende Einrichtung ist, liegt nicht zuletzt daran, dass es unter den Mitarbeiterinnen kaum Fluktuation gab. Die Entscheidung der Gründerfrauen, nach St. Leonhard zu gehen, ist nach wie vor richtig, denn das Haus füllt sich täglich auch ohne Werbung.

Hier sind wir zu erreichen:

Web: www.maedchentreff.de
E-Mail: nuernberg@maedchentreff.de



Der Mädchentreff, Georgstraße 5 (Quelle: Mädchentreff e.V. Nürnberg)

Universum Kreuzerstraße – Eine Einladung

von Werner Pregler

38

Wie nähert man sich einer Straße an? Die Erkundung einer Gegend bedeutet mehr als das Aufzählen architektonischer Schönheiten, es gibt keine Hierarchie, jeder Gegenstand, jede Mimik, jedes Geräusch und jeder Geruch kann ebenso unser Interesse erwecken. In jedem Haus wohnen Menschen mit ihren vielen Geschichten, nachts um fünf fallen andere Dinge ins Auge als nachmittags um drei. Dieser Text ist kein wissenschaftlicher Text, er beabsichtigt nicht objektive Wahrheiten zu verkünden, er ist stattdessen der Psycho-Geographie verpflichtet, in der atmosphärische und sinnliche Erlebnisse den gleichen Stellenwert wie die Vernunft genießen. Auf jeden Fall kann eine genaue Wahrnehmung gängige Vorurteile, wie zum Beispiel die, St. Leonhard wäre ein „einheitliches Problemviertel“, zugunsten einer differenzierteren Einschätzung verändern.

Der Blick von der Geisseestraße zum Jugendstilhaus Orffstraße 24

Wer sich der Kreuzerstraße von Süden aus nähert, erblickt zunächst die Eckhäuser Geisseestr. 4 und 6, die unterschiedlicher nicht sein könnten.

Mit viel Liebe für Details wurde das neobarocke Haus Nr. 4 renoviert: schwarzblinkende Türgriffe, schmiedeeiserne Balkone und die wunderschöne, in mattem Anthrazit mit goldfarbenen Verzierungen angestrichene Haustür, im Inneren ornamentierte Fußbodenkacheln und ein fein gedrechseltes Treppengeländer. Vom Bürger- und Handwerkerstolz zeugt auch die an der Außenwand angebrachte Tafel, auf der alle beteiligten Handwerksbetriebe aufgelistet sind.

Dem entgegengesetzt hat das Haus Nr. 6 – ein potenziell fast ebenso schönes Gebäude – schon bessere Zeiten gesehen, an der Außenwand verweist ein fast bis zur Unkenntlichkeit verblasster Schriftzug auf ein „Bistro Lang Hong Rosenland“. Aktuell wird das Lokal von der idealistischen Vereinigung „Nürnberger Tafel“ genützt, bedürftige Bürger können sich hier kostenlos oder gegen geringes Entgelt mit gespendeten Lebensmitteln eindecken (helfen Sie mit: www.nuernberger-tafel.de).

Am Nebenhaus verweisen ein weißer Pfeil und die Aufschrift „LSR“ auf einen früheren Luftschutzraum. Die Schönheit St. Leonhards gründet sich für mich auf die Fülle dieser kleinen Details, die eben nicht – wie fast überall anders – wegrenoviert wurden, hier können wir im „Raume die Zeit lesen“.

begeisternd & vielfältig

Entlang vieler historistischer Bauten fällt der Blick auf das prägnante Jugendstilhaus Haus Orffstraße 24, dessen mattes Grün hervorragend mit dem davor stehenden Baum harmoniert.

Strukturwandel des Stadtteils

Ich passiere das von einer Griechin und ihren beiden Töchtern liebevoll eingerichtete „Bistro Constantina“ und stehe vor der Bäckerei „Fenuta“. Beim Betrachten der Läden in der Kreuzerstraße wird der Strukturwandel des Stadtteils in den letzten Jahrzehnten von der Arbeitervorstadt zum multiethnischen Viertel besonders deutlich. Es gibt praktisch kein Traditionsgeschäft wie traditionelle Bäckereien, Milchläden mehr. Das Aussterben dieser Läden und der Einzug der Billigläden und Discounter an den großen Straßen wird von den alteingesessenen St. Leonharder völlig zurecht bedauert.

Dieser Teil der Kreuzerstraße ist auch Bestandteil eines mit viel Beifall aufgenommenen Parcours der Altstadtfreunde, der den Blick auf viele schöne Details der historischen Bauten lenkt, die Aufforderung dabei selbst zu suchen, gefällt mir besonders. Im Gegenzug zum Verschwinden der Traditionsgeschäfte sind die Spezialitätenläden der Einwanderer entstanden. Und so ist – dies ist kaum bekannt – die Kreuzerstraße v. a. am Samstag ein wichtiger Treffpunkt der Migranten ganz Mittelfrankens geworden, die sich dort in den Läden eindecken. Es sei hier auch noch die dringende Empfehlung für einen samstäglichen Gang durch den am Pferdemarkt (also nicht in der Kreuzerstraße) gelegenen türkischen Supermarkt „Can“ ausgesprochen, die Fülle an Strukturen, Formen, Farben und v. a. die Ayrn-Aufsprudemaschine begeistern sofort.

In der „Bäckerei Fenuta“ fühle ich mich sofort in eine Backstube Apuliens, der Herkunftsregion der äußerst freundlichen Familie, versetzt: der typische schmucklose Eingangsbereich und der länglich nach hinten versetzte Backraum. Durch die Kargheit des Raumes lenkt auch nichts von den Broten und Minipizzen ab, jedes von ihnen sieht nicht genormt, sondern höchst individuell aus und verströmt einen wunderbaren Duft. Viele italienische Läden und Restaurants der Region werden von der Bäckerei „Fenuta“ beliefert und weitere Familienmitglieder sind in Stuttgart und Zürich tätig.



Haustür Geisseestraße 4
(Quelle: privat)



Haustür Geisseestraße 6 (Quelle: privat)

Ein paar Schritte weiter ist die „Metzgerei Mooser“ Ziel vieler Rumäniendeutscher, die guldig für die Spezialitäten der Siebenbürger Sachsen (Sibi- und Sommersalami, Mettenden, Karpfenrogencreme) Schlange stehen. Fast nirgendwo anders bekommt man den „Baumstriezel“, der am Samstag im Rückgebäude gebacken wird. Dort herrscht eine unglaubliche schwüle Hitze, aber der nach Hefeteig duftende Kuchen mit der dünnen Zuckerkruste schmeckt vorzüglich.

Von der Orffstraße zur Georgstraße

Ab der Georgstraße beginnt genau genommen eine eigene Welt. Die Kreuzerstraße markiert das westliche Ende des im 19. Jahrhundert durch die Industrialisierung rasant gewachsenen Altbauviertels. Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts lagen dahinter nur Felder und Wiesen. Jetzt wird dieser Bereich St. Leonhards dominiert vom Genossenschaftswohnbau der Nachkriegszeit, der von einer völlig anderen Struktur als der Altstadtbereich geprägt ist: weniger Migranten, seltener Wegzug.

Am früheren Kino „Frankonia“, das nunmehr in Reihenhäuser umgewandelt wurde, vorbeispazierend, gelange ich zum CJD Jugenddorf Grünstr. 17, das die Kinderakademie und eine Kindertagesstätte beherbergt. In letzterer werden Stadteilkinder, behinderte und hochbegabte Kinder aus ganz Nürnberg zusammen gefördert. Wenig bekannt ist, dass die Hochbegabung den Kindern das Leben nicht unbedingt erleichtert. Ohne besondere Förderung können sie als schwierig gelten, sich schnell langweilen und unterfordert fühlen.

In Gummistiefel und Regenbogen gewandet, springen die „kleinen Riesen“ mit Begeisterung in den im Innenhof gelegenen Pfützen herum, sie dürfen ihre Angelegenheiten selbst mitbestimmen und werden von ihren äußerst engagierten Erzieherinnen liebevoll umsorgt. In der Kinderakademie werden die wissbegierigen Kleinen zu Detektiven, Erfindern und Zaubern ausgebildet.



Im Pausenhof
(Quelle: privat)

Der Blick von der Kreuzung Otmar-/Kreuzerstraße

Für mich ist dieser Ort ein ganz besonderer: im herkömmlichen Sinne vielleicht nicht außergewöhnlich schön, aber – wie die Kreuzerstraße insgesamt – besonders vielfältig. An einem Herbstsonntag, das Laub wird gerade vom leichten Wind über das Kopfsteinpflaster geweht und es herrscht eine wunderbare Ruhe, fällt mein Blick auf das Bauernhaus in der Kreuzerstraße 5. Dieses ist der letzte erhaltene Zeuge des Dorfes Sündersbühl, das im 14. Jahrhundert erstmals erwähnt wurde und aus zwei Patriziervillen und einigen eher ärmlichen Bauernhäusern bestand. Der Name wird heute kaum mehr verwendet, es wird zum Stadtteil des ursprünglich im Südosten um die Leonhardskirche herum befindlichen St. Leonhard gerechnet. Heute befindet sich das Evangelische Stadtteilhaus „Leo“ darin mit Kinder-, Freizeit- und Teintreff sowie am Mittwoch einem kostenlosen Mittagstisch. Auch hier fällt mir wieder auf, wie viele begeisterte und engagierte Menschen ich – dem Stadtteilimage entgegen – in der Kreuzerstraße kennengelernt habe.

Am Eck locken die „Polnischen Spezialitäten des Henryk Szafran“: Kutteln, Ryby, Bigos und eine skurrile Augenmassiermaske. Besonders beeindruckt mich die durch einen Spiegel und eine ständig wechselnde Farbgebung sich ins fast Unendliche vermehrenden, streng linear gereihten Wodkaflaschen mit ihrem wunderbaren Farbglanz.

Die Kreuzerstraße – Eine Einladung

Im Lauf des Jahres sind Erkundungen mit Kindern geplant, und wie klingt es eigentlich in der Kreuzerstraße? Eine Entdeckungsreise mit Soundflächen, etc. Machen Sie mit, gehen Sie nicht einfach von einem Punkt zum anderen, entdecken Sie die Kreuzerstraße (oder eine andere Straße Ihrer Wahl) und lassen Sie uns an ihren Entdeckungen teilhaben, schicken Sie uns Bilder, schreiben Sie uns Texte.

39

Unsere Leonharder Schule

von Christine Gaberdan, Stefano, Dennis, Abigail, Clarissa, Adriana und Aslihan

40

Wir hatten ein Klassenzimmer mit Burgblick. Unser Leonharder Schulhaus in der Schweinauer Straße war in der sogenannten Gründerzeit 1904 fertiggestellt worden. Die Stadt nahm damals richtig viel Geld dafür in die Hand. Das Gebäude hat mir immer sehr gefallen. Die langen Gänge mit den rot-weißen Kacheln und die Jugendstilornamente am Portal und im Innern des Schulhauses, in den hohen Treppenaufgängen. Dass es Jugendstil ist, wusste ich damals natürlich noch nicht. „Ohne Fleiß kein Preis“ lasen wir jeden Tag an der Fassade und unsere Lehrer wurden nicht müde, uns immer wieder darauf hinzuweisen und zu ermahnen.

Lernen im Krieg

1942 – mitten im Krieg – habe ich mit einer Schiefertafel und einem Griffel aus Graphit Schreiben gelernt. Nach dem Krieg bekamen wir dann Hefte, Bleistifte, Tinte und Feder. Wir haben Aufsätze über, wie ich heute finde, ziemlich schwierige Themen schreiben müssen. Zum Beispiel über Angst und über den Unterschied von Angst und Furcht. Das hatte mit den Kriegsjahren zu tun, aber was sollte ein Kind hierüber schreiben? Rechnen hatten wir in der Schule natürlich auch und es gab ein Lesebuch. Die Geschichten darin waren für meinen Geschmack aber ziemlich läppisch. Eine Geschichte hieß „Die Regentrude“ und handelte von einer Frau, die im Gebirge Regen machte. In einer anderen Geschichte ging es um ein Kind, das sich verlaufen hat, und die ganze Welt machte sich darüber Gedanken, wo das Kind ist. Das passte zu unserer Wirklichkeit so ganz und gar nicht. Wir waren Kriegskinder, erlebten Bombeneinschläge und für uns war es überlebenswichtig immer zu wissen, wo wir sind. Uns inmitten der Zerstörung zu orientieren und unser Zuhause zu finden, dazu mussten wir alleine in der Lage sein. Niemand hatte Zeit, sich um uns zu kümmern.

Die Südsee

Leider wurden wir mit Literatur überhaupt nicht bekannt und vertraut gemacht. Das empfinde ich noch heute, so viele Jahre später, schmerzlich. Im Erdkundeunterricht lernten wir die Pegnitz und die Donau kennen. Die Grenzen Deutschlands verließen wir nicht, obwohl das Schulfach ja eigentlich Erdkunde hieß. Nichts erfuhren wir darüber, wer unsere Nachbarn waren. Doch einmal entdeckte ich etwas Besonderes. In einem der Lesebücher war auf einer Seite ein Bild von Paul Gauguin abgedruckt. Es zeigte eine seiner berühmt gewordenen Szenen vom Leben in der Südsee. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich auf diesem Bild dunkelhäutige Menschen, mit bunten Tüchern bedeckte Mulattinnen, die unter einem Baum saßen, abgebildet. Ich entdeckte eine vollkommen neue Welt.

Zucht und Ordnung

Wie unsere Lehrer damals waren? Die meisten von ihnen waren so um die 50 oder 60 Jahre alt. In unseren Augen war das sehr alt. Sie unterrichteten uns mit harter Hand. Die Lehrer vom „alten Schlag“, sie waren sehr autoritär. Mit „Zucht und Ordnung“ hielten sie den Schulunterricht aufrecht. Bis ins Grab haben sie Schuldienst gemacht. Die jüngeren Lehrer waren ja im Krieg. Viele von ihnen sind im Krieg ums Leben gekommen. Nach dem Krieg bekamen wir auch junge Lehrer, aber sie waren noch nicht richtig bzw. noch nicht fertig ausgebildet. Wenn ich heute zurückblicke, stelle ich fest, dass ich und viele andere aus meiner Generation um Bildung betrogen worden sind!

Als ganz normal gehörten zu unserem Schüleralltag Bestrafungen verschiedenster Art. Wir bekamen von den Lehrern Pfötschla, das waren Hiebe mit einer federnden Gerte auf die Innenseite der Handfläche, die wir ausgestreckt hinhalten mussten. Das hinterließ Striemen und tat mächtig weh. Auch Kopfnüsse und Ohrfeigen teilten die Lehrer damals aus. Und mehr als einmal wurde ich vor die Tür des Klassenzimmers geschickt. „Gaberdan raus!“, rief dann der Lehrer. Wenn ich es so überlege, verbrachte ich einen großen Teil des Unterrichts vor der Klassentür oder im Gang. Bis zum Ende der Schulzeit war das so. Wie das kam oder woran das lag? Vielleicht weil ich viele Fragen hatte und wissensdurstig war und der Lehrer nicht immer eine Antwort parat hatte.

Quäkerspeise, Reihenimpfung und ein Wettbewerb

Als nach dem Krieg die Amis in Nürnberg waren, versorgten sie uns Kinder in der Schule mit der sogenannten Quäkerspeise. Wir brachten alle von Zuhause ein Henkeltöpfchen mit. Dort hinein bekamen wir einen Schöpfer voll mit warmem Essen. Ich erinnere mich noch an Griesbrei oder Bohnengemüse. Im Klassenzimmer oder im Pausenhof haben wir dann alles aufgegessen. Besonders lecker schmeckten die kleinen Täfelchen aus Traubenzucker, die es in verschiedenen Geschmacksrichtungen und Farben, in rosa oder grün für uns gab. Während des Krieges haben wir vor Unterrichtsbeginn Vitamin C Brausetabletten ausgeteilt bekommen. Eine große Aktion war damals immer das Impfen aller Schulkinder. Zwischen 600 und 700 Kinder standen dann in den Schulhausgängen aufgereiht zur Impfung an. Und nach der Impfung haben wir unsere Einstiche miteinander verglichen, um festzustellen, wer die schönsten Stiche hatte. Eine andere Art Wettbewerb unter uns war der Handel mit Wanzen. In einem Schächtelchen sammelten wir Kinder Wanzen, die wir in den Ritzen der Matratzen fanden. Stolz zeigten wir in der Pause im Hof unsere Schätze herum und neugierig schauten wir darauf, wer von uns die fetteste Wanze hatte und dann haben wir unsere Schätze gehandelt. Ist das heute vorstellbar? Regelmäßig mussten wir uns auf den Weg in die „Lausanstalt“ in der Desi, der Desinfektionsanstalt in Johannis, machen. Das hat die Schule veranlasst. Denn in den Klassen gab es höchstens ein oder zwei Kinder, die in den Jahren bis 1945/46 keine Läuse auf dem Kopf hatten.

Und wie erleben Schülerinnen und Schüler heute ihre Schule?

Dieser Frage sind Christine Gaberdan und Gabi Müller-Ballin nachgegangen. In Absprache mit der Schule haben wir Kontakte geknüpft. Stefano, Dennis, Abigail, Clarissa, Adriana und Aslihan, zwischen 14 und 15 Jahre alt, besuchen gemeinsam eine Klasse in der Leonharder Hauptschule in der Schweinauer Straße. Sie erzählen über ihre Schule, über Lehrer und davon, was ihnen mehr und was ihnen weniger gefällt.



Das Schulhaus (Quelle: privat)

41

Aufsatzthema 1942:
„Der Unterschied zwischen Angst und Furcht“



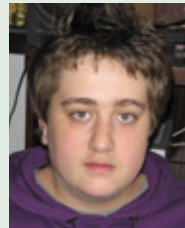
Stefano – Sport mache ich gerne ...

„Die Schule ist schon ok. Zu Hause sein – allein – das ist langweilig. Mein Lieblingsfach? Sport mache ich gerne und Kunst und Wirtschaft (KTB). Leider gibt es in der Schule bzw. auf dem Gelände viel zu wenig Platz für Bewegung. Die Schule platzt aus allen Nähten. Die Zeit für die Pausen finde ich viel zu kurz. Zweimal 15 Minuten sind wenig, um sich mit den anderen zu treffen, miteinander zu reden und Kontakte zu pflegen. Einige von uns haben auch immer Pausenaufsicht, die fehlen dann in der Runde.

Das Schulhausgebäude ist an vielen Stellen beschädigt. Auch der Pausenhof und die Fußböden in den Containern wurden beschädigt, sie wurden mit Farbe beschmiert. Alle Schultoiletten sind kaputt. Es stinkt; manche Türen lassen sich nicht schließen, andere fehlen ganz. Das sind üble Zustände. Bis es hier besser geworden ist, sind wir nicht mehr an der Schule. Positives gibt es aber auch: Vor einiger Zeit habe ich bei der Aktion „Jung hilft Alt“ mitgemacht, das hat mir gut gefallen. Hier habe ich älteren Menschen helfen können; sie in ihrem Wohnheim besucht und mit Kaffee und Kuchen bedient.

Die Lehrerinnen und Lehrer in der Schule St. Leonhard sind nett. Doch manche Schüler sind ziemlich frech gegenüber den Lehrern und den älteren Schülern, das finde ich nicht in Ordnung. Und zu meinem Viertel fällt mir auf: Der kleine Park in der Marie-Beeg-Straße sollte öfters gereinigt werden und es sollte eine Wiese anstatt ein Kieselboden sein. „

Schule heute: Musik, Sport und mehr Farbe



Dennis – Kunst gefällt mir gut ...

„Wenn die Schule um 8.30 Uhr anfinde, das fände ich besser. Vor 8 Uhr ist man doch noch ziemlich müde. In die Schule gehen ist ok. Kunst gefällt mir gut. Einmal gab es eine Hofverschönerungsaktion mit einem Künstler und Gärtnern, die Pflanzen mitbrachten. Da habe ich mitgemacht. Na ja, durch diese Aktion wurde aus dem „Affenkäfig“ jetzt ein „Vogelkäfig“ – es ist halt vielleicht ein bisschen hübscher als vorher. Käfig bleibt es trotzdem. Was anderes ist dieser Teil

vorm Schulgebäude für viele von uns nicht, wo ein Stück Fußgängerweg und Straße mit einem Zaun versehen und als Pausenhof ausgewiesen wurde. Niemand hat vorher mit uns darüber gesprochen.

Für die älteren Leute aus dem Viertel ist der Weg dadurch beschwerlicher geworden, denn sie müssen jetzt Umwege machen. Das ist nicht gut. Was mich auch stört, ist, dass die Schule so beschmiert wird. Selbst wenn man die Schule nicht mag – niemand mag die Schule wirklich –, beschmieren muss man sie nicht.

Nach der Schule gehe ich mit Freunden raus, in den Park, zum Skaten, zum Quatsch machen. Viele Möglichkeiten gibt es für uns Jugendliche im Viertel nicht. „



Abigail – Eigene Musikinstrumente für die Schule ...

„Es wäre schön, wenn die Schule eigene Instrumente für uns hätte. Ich besuche eine Musik AG, aber leider fehlen uns Instrumente zum Spielen und Üben, sodass wir vor allem Theorie machen. Das finde ich sehr schade. Letztes Jahr haben wir einen Schulausflug in die Bavaria Filmstudios nach München gemacht. Das war toll. Anschließend konnten wir noch auf eigene Faust München erkunden.

Selbstständig etwas tun – das ist gut. Unser Lehrer – der ist schon gut. Eigentlich machen wir zu wenig Englisch, finde ich, und auch das Deutschbuch haben wir selten geöffnet. Geboren bin ich in Hamburg. Seit gut zehn Jahren lebe ich mit meiner Familie jetzt hier. In Leonhard fühle ich mich wohl. Schön finde ich das Nachbarschaftsfest im Sommer, da gehe ich gerne hin. „



Clarissa – Die Pausenhöfe, sie sind eine Katastrophe ...

„Ich gehe gerne in die Schule um Neues zu lernen, denn ich habe viele Lieblingsfächer, die mich interessieren und die spannend sind. Cool ist auch das Klima zwischen den Schülern und den Lehrern. Wir verstehen uns perfekt mit ihnen. Nächstes Jahr machen wir den Quali. Unser Lehrer bereitet uns gut darauf vor. Aber jedes Mal Mathe, das ist ein bisschen zu viel des Guten – oder nicht? Außerdem finde ich, uns wird im Unterricht zu wenig erklärt.

Eine Katastrophe an unserer Schule sind die Pausenhöfe. Das ist wirklich schlimm.

Mit „Greenkids in art“ sollte die Situation verbessert werden – eine Gruppe von Kindern war beteiligt, die Schule bzw. die Pausenhöfe zu verschönern. Es gelang nicht wirklich. Ich arbeite in einer Kunst AG mit. Wir haben darüber gesprochen, ob unsere Schule ein eigenes Wappen als Symbol haben sollte, zum Beispiel einen Löwen (Leo), der ja stark ist. Auch mit dem Thema Schuluniform haben wir uns beschäftigt und festgestellt, dass die meisten Kinder keine wollen.

Schön wäre es, wenn wir eine Cafeteria in der Schule hätten, das fänden viele gut. Und viele Kinder wollen gerne Spinde, in die sie ihre Schulbücher geben können. Das geht nicht, sagt die Feuerwehr, in den Schulhausgängen darf nichts aufgestellt werden. Viele Kinder wünschen sich auch eine Schulbibliothek. Aber die Lehrer sagen, es gibt keinen Platz dafür. Auch für unsere Garderobe gibt es keinen Platz. Alles muss mit ins Klassenzimmer; unsere Jacken hängen wir über die Stuhllehnen. Klasse sind die schönen Ausflüge, die wir alle gemeinsam unternehmen. Richtig schön wäre es, einmal einen Klassenausflug ohne Arbeitsblätter und Arbeitsaufträge zu machen, zum Beispiel nach Geiselwind, in den Freizeitpark. „



Adriana – Ein Klavier für die Schule ...

„Ich gehe gern in die Schule. Musik mache ich gerne. Wenn es an der Schule ein Klavier gäbe, auf dem wir spielen und üben könnten, das wäre prima. Der Zaun vom Pausenhof stört mich jeden Tag – die Verschönerungsaktion hat nichts gebracht, es passt einfach nicht. Nach dem Quali will ich die Realschule besuchen und die Mittlere Reife machen.

Die Villa Leon gefällt mir gut. Dort gehe ich gerne in die Bibliothek, die Zeitschriften und die Videos finde ich interessant. Leider ist das Wasser in dem Graben um die Villa immer so dreckig und voll mit Unrat. Das sieht nicht schön aus. Ein Hundepark wäre sehr schön, damit die Hunde ihren Spaß haben und sich austoben können. In meiner Freizeit treffe ich mich ab und zu mit Freunden zum Skaten im Park am Pferdemarkt. „



Aslihan – Mehr Farbe für Zimmer und Flure ...

„Der Lehrer passt. Mathe gefällt mir gut und der Kunstunterricht ist gut. Die Stimmung, das Klima in unserer Schule ist auch gut. Schade ist, dass es so wenig Farbe in unserer Schule gibt, die Gänge und Klassenzimmer sind alle so farblos. Mehr Farbe wäre viel besser. Jetzt freue ich mich, dass es mit der Schulzeit langsam aufs Ende zu geht, in einem Jahr habe ich den Quali. Dann kann ich etwas Neues, etwas anderes beginnen. Vielleicht mache ich die Mittlere Reife und arbeite später in einer Apotheke. Das interessiert mich.

Die Straße, in der ich mit meinen Eltern hier in Leonhard wohne, ist ruhig; da ist nicht so viel los, man hat seine Ruhe, das ist mir angenehm. Ich lese gerne. Wenn die deutsch-türkischen Literaturtage in der Villa Leon stattfinden, gehe ich hin, um Neues zu entdecken. „

Frühe Migranten, oder auch: „Thaler, Thaler, du musst wandern von dem einen Land zum andern“

von Klaus Thaler

44 Viel können sie nicht mitnehmen, die Bergbauern, die Bauern und Bürger aus den Tiroler Tälern. Es ist schon gut, dass sie ihre Kinder bei sich haben dürfen. Es ist schon gut, dass die Männer nicht auf die Galeeren müssen, weil sie einen anderen religiösen Glauben haben. Die schneebedeckten Berge ihrer Heimat werden immer kleiner und immer weniger blicken sie zurück. Es waren mindestens 100000 Menschen, die ihre Bergheimat verlassen mussten. Sie fragen sich: „Was wird uns erwarten, wo werden wir eine neue Bleibe finden?“

Auf dem Weg in die neue Heimat wandern die „Exulanten“ - aus religiösen Gründen Vertriebene - an verbrannten Gehöften vorbei, durch zerstörte Dörfer über brachliegende Äcker. Dreißig Jahre lang waren die Kriegsfurien, waren Vernichtung und Tod über Europa und vor allem über Mitteleuropa hinweggezogen, waren nun die ehemals fruchtbaren Ländereien ausgeplündert und entvölkert. In Franken lagen bis zu 70% der Äcker brach, ganze Dörfer mitsamt der Bevölkerung waren verschwunden. Wir schreiben das Jahr 1648.

So konnten die Flüchtlinge eine neue Heimat finden, so richteten sich die Thalers in der Nähe von Fürth in einem, auch noch heute, kleinen Dorf ein. Auch ihr neuer Herr des Landes hat darauf geachtet, dass meine Vorfahren nicht reich wurden, sondern nur schlecht und recht ihr Dasein fristen konnten.

Ich gehe durch die Orffstraße, in der ich lebe, biege in die Schweinauer Straße ein, wo mein Taufpate zeitweise wohnte, überquere den Leonhardsplatz und streife den Friedhof.

Mein Urgroßvater Johann Georg Thaler, Beindrechtsler, zuhause in der Finkenstraße Nr. 4

Es wird ein kalter 25. Februar 1896 gewesen sein, an dem mein Urgroßvater Johann Georg auf dem Friedhof zu St. Leonhard „nach kurzem, aber schwerem Leiden im Alter von 50 Jahren“ begraben wurde. So in der Todesanzeige. Nur ein Katzensprung vom Friedhof entfernt liegt die Wohnung der Thalers, in der Finkenstraße Nr. 4 im ersten Stock. Das Haus steht immer noch, eine Art Rustika im Parterre, sparsame klassizistische Verzierungen der Fensterleibungen. Acht Kinder, soweit sie nicht schon verheiratet sind, und die Mutter Margarete leben dort weiter, wer weiß unter welchen Bedingungen. Sicher „durfte“ der gute Georg 1870/71 gegen den „Franzmann“ kämpfen, vielleicht sogar unter dem General Karl v. Orff, der meiner

Straße seinen Namen gegeben hat, nicht etwa der Komponist Carl Orff. Es war nicht ausgemacht, dass er so früh sterben musste, es hatte sich ganz gut für die Familie angelassen, das Leben in St. Leonhard, nachdem sie vom Land stadtnäher zog.

Georg war „Beindrechtsler“. Wer nun denkt, er habe Tischbeine gedrechselt, der irrt. Er war Beindrechtsler in der Ott'schen Pfeifenfabrik. Nürnberg war in Deutschland in dieser Sparte führend. Georg drechselt aus Tierknochen Pfeifenköpfe und Pfeifenrohre. Also ein sehr qualifizierter Beruf, der seinen Mann und die ganze Familie ernähren konnte.

Warum zogen denn die Menschen aus der Umgebung von Nürnberg nicht gleich in die Stadt? Dem liberalen Stadtrat war es zwar sehr recht, wenn „kostengünstige“ Arbeitskräfte für die aufstrebende Industrie vorhanden waren, um Wohnungsbau kümmerte man sich aber nicht, und es war auch nicht so einfach, das Bürgerrecht in Nürnberg zu erlangen. Keiner hatte an etwa linken Wählern ein Interesse.

Mein Großvater Andreas Thaler, Feingoldschläger

Werfen wir einen Blick auf meinen Großvater Andreas, der 1871 geboren wurde. Im Schulentlassungszeugnis der „protestantischen Werktagsschule zu St. Leonhard“ wurden ihm „viele Geistesgaben“ bescheinigt. In allen Fächern erzielte er sehr gute Leistungen. Es gab dann schon das Deutsche Reich, aber erst 1895 wurde ihm das „Heimatrecht“ in Nürnberg zugestanden, 1896 leistete er den Staatsbürgereid, erst 1908 „wird beurkundet“, dass ihm das „Bürgerrecht in der Stadt Nürnberg verliehen wurde“, das kostete aber immer noch 50 Mark, kein Pappentstiel für einen Arbeiter.

Was den Militärdienst anbelangte, war man nicht so pingelig. „Dienen“, für den „Kaiser ins Feld ziehen“, das durfte er schon vorher. Aber auch beim Militär hat er sich „sehr gut geführt“. Andreas war auch ein qualifizierter Handwerker, er war „Feingoldschläger“ und arbeitete offensichtlich auch in St. Leonhard, aber er wohnte schon in Gostenhof.

„Unbarmherzig brannte die heiße Julisonne seit einer Woche auf Mensch und Tier nieder. Glühend heiße Luftwellen zogen durch die Straßen oder lasteten in bleierner Ruhe über der Stadt. ... Besorgt hingen die Blicke der Gartenbesitzer am Himmel. Sie ahnten Unheil.“ So berichtete die Fränkische Tagespost am 5. Juli 1914. Das Unheil brach „kurz vor 1/2 8 Uhr los“, am 4. Juli. „Unmittelbar setzte der Hagelschlag ein. ... Kaum dass man durch den dichten Hagelschlag die Blitze leuchten sah. Es bildeten sich wahre Winterlandschaften.“ Den Artikel sandte

mein Großvater an seinen Sohn Matthias nach Wien und fragte in seinem Brief: „Das Attentat haben wir schon vergangenen Sonntag durch Depeschen erfahren, war das Leichenbegängnis schon?“ Bei der Leiche handelte es sich um Franz Ferdinand, den Thronfolger, der in Sarajewo einem Attentat zum Opfer fiel. Die Natur bot die richtige Kulisse für das andere Unheil, das am 5. Juli schon greifbar war, für den Ersten Weltkrieg. Unser guter Andreas Thaler wurde zunächst nur bis auf die Knochen nass, als er „vom Geschäft“ nach Hause wollte: „Bin ... bis an die Oberschenkel im Wasser gewatet.“ Sicher musste er durch eine der Unterführungen, die es auch heute noch gibt.

Es blieb nicht bei einem Gewitter für meine Familie. Andreas, 1871 geboren, im Jahre der Gründung des Kaiserreiches, brachte „aus dem Felde“ eine Krankheit mit, er starb 1916, 45-jährig. Das Deutsche Kaiserreich starb 1918.

Der Militärtotengräber stellte der Witwe eine Rechnung von 88,30 Mark. Der älteste Sohn, Matthias, mein Taufpate wurde lebensgefährlich vor Verdun verletzt. Der zweitälteste Sohn, Karl, entging knapp dem Seemannsod, als vor Skagerrak sein Schiff versenkt wurde.

Karl Bröger, ein Sozialdemokrat und „Dichter“, schrieb: „... Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr, dass dein ärmster Sohn auch dein getreuester war. Denk es, oh Deutschland.“ Es fällt mir schwer, mich eines bitteren Kommentars zu enthalten. Meine Großmutter Franziska und mein Vater Ludwig hätten den Vater Andreas gebraucht.



55 Familienbild wohl 1908/09 von links Franziska Th., Andreas Th., sitzend Ludwig Th., mein Vater, stehend Matthias Th., Emma Th., Karl Th.

Schon gut, dass sie ihre Kinder bei sich haben dürfen.

Franciszek Urbanik – Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg

von Gabi Müller-Ballin

46

Franciszek Urbanik aus Krakau schrieb in den 1980er Jahren einen Brief an den damaligen Nürnberger Oberbürgermeister Dr. Peter Schönlein, in dem er sich wünschte, die Stadt Nürnberg zu besuchen. Nach Jahrzehnten wollte er den Ort wiedersehen, der ihm während des Zweiten Weltkrieges unfreiwillig Lebensmittelpunkt geworden war. Private Gastgeber und Krakaus Partnerstadt Nürnberg sprachen eine Einladung aus und so konnte Franciszek Urbanik 1988 Nürnberg besuchen und hier von seinen Erlebnissen erzählen ...

1941 aus Polen verschleppt

Damals, im Jahr 1941, war Franciszek Urbanik in der Nähe von Krakau von der Gestapo verhaftet und ein Jahr später im Alter von 22 Jahren mit vielen polnischen Frauen und Männern in einem Transportzug aus Güterwaggons zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden. Seine erste Station als Zwangsarbeiter war die Nürnberger Zweiradfabrik Hercules. Dort musste er in der Tankproduktion für die Wehrmachtsmotorräder arbeiten. Mit 30 anderen Polen war er in einer Baracke untergebracht. Die Arbeit bei Herkules war sehr hart. Es war eine furchtbare Tortur für ihn und er versuchte zu fliehen. Das gelang ihm auch, doch die Freiheit währte nur kurz. Er wurde entdeckt, festgenommen, wieder inhaftiert und schließlich zur Zwangsarbeit bei der Firma Ernst Meck, Fabrik für gelochte Bleche, in der Holzschuherstraße 9 im Nürnberger Stadtteil St. Leonhard überstellt.

Die Firma Ernst Meck

Der Schlosser Ernst Meck hatte 1851 in einer Werkstatt in Leonhard seinen ersten eisernen Geldschrank gebaut. Als die Industrialisierung voranschritt, Großbanken entstanden, das Geschäft an der Börse und Privatvermögen zunahm, stieg die Nachfrage nach feuerfesten, einbruchssicheren Geldschränken. 1899 zog die „Kassenschrankfabrik Meck“ in den Fabrikneubau in der Holzschuherstraße 9 ein. Als nach dem 1. Weltkrieg, bedingt durch die hohe Inflation und das Aufkommen des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, die nahezu unverwundlichen Tresore nicht mehr nachgefragt wurden, verlegte sich die Firma auf die noch heute betriebene Herstellung gelochter und gepresster Bleche.

Zwangsarbeit bei „Meck“

Franciszek Urbanik musste 1942 als Schlosser bei „Meck“ an einer großen Stanzmaschine arbeiten. Diese Maschine fand er bei seinem späteren Besuch in Nürnberg im Jahr 1988 noch an derselben Stelle vor; sie war dort noch immer in Betrieb. Das war für ihn ein sehr bewegender Augenblick. An seine Zeit bei der Firma Meck hatte Franciszek Urbanik keine schlechten Erinnerungen. Beim Rundgang durch den Betrieb, erzählte er, dass er gut behandelt worden ist.

Franciszek Urbanik war einer von fast 100.000 Männern und Frauen, die in Nürnberg in den großen und kleineren Betrieben der Metallindustrie genauso wie im Ausbesserungswerk der Reichsbahn, bei der Reichspost, in der chemischen Industrie, in den großen Schuhfabriken oder in der Bleistiftindustrie Zwangsarbeit leisten mussten. Sie ersetzten die vielen Arbeiter, die in den Uniformen der Wehrmacht und der SS fremde Länder verwüsteten. In Nürnberg waren kurz vor Kriegsende insgesamt 198 Firmenlager registriert. Ein sehr großes Zwangsarbeiterlager gab es in der Witschelstraße. Für 1800 Männer und Frauen aus der Sowjetunion hatte die Deutschen Arbeitsfront hier Baracken aufgestellt, denn nicht alle Betriebe hatten ein eigenes Lager. Auch Schulhäuser wurden für die Unterbringung zweckentfremdet. So waren im Schulhaus in der Amberger Straße 600 Zwangsarbeiter einquartiert worden.

Im Konzentrationslager Flossenbürg

1943 bekam Franciszek Urbanik eine Vorladung von der Gestapo. Er wurde beschuldigt, eine Beziehung mit einer jungen deutschen Frau eingegangen zu sein. Wieder wurde er inhaftiert. Die Situation für ihn war sehr gefährlich. Für die nationalsozialistischen Machthaber waren die Menschen aus Polen „Untermenschen“, die strengen Regeln und Gesetzen zu gehorchen hatten. Es waren per Gesetz „Pflichten der Zivilarbeiter und -arbeiterinnen polnischen Volkstums während ihres Aufenthaltes im Reich“ erlassen worden, die in Deutsch und in Polnisch auf roten Plakaten aufgeschrieben und in der Stadt überall aufgehängt waren. Unter Punkt 7 heißt es darin: „Wer mit einer deutschen Frau oder einem deutschen Mann geschlechtlich verkehrt ..., wird mit dem Tode bestraft.“

Während eines Verhörs konfrontierte die Gestapo Franciszek Urbanik mit der jungen Frau, und obwohl sich beide bei dieser direkten Gegenüberstellung nicht verriet, wurde Franciszek in das Konzentrationslager Flossenbürg eingeliefert. Er bekam die Häftlingsnummer 7700. Es folgten sehr schwere Monate. Im Steinbruch von Flossenbürg und in einer unterirdischen Produktionshalle des Flugzeugherstellers Messerschmitt musste er körperliche Schwerstarbeit bis zur völligen Erschöpfung leisten.



Franciszek Urbanik an der Stanzmaschine (Quelle: privat)

Rückkehr nach Krakau

Kurz vor Kriegsende, als die amerikanischen Truppen immer näher kamen, evakuierte die SS das Konzentrationslager Flossenbürg. Am 20. April 1945 wurden die Häftlinge auf ihrem Todesmarsch von den US-Truppen befreit. Einige Wochen später, nachdem er sich etwas erholt und gestärkt hatte und wieder zu Kräften gekommen war, kehrte Franciszek Urbanik nach vierjährigem Zwangsaufenthalt in Deutschland Ende Juni 1945 in seine Heimatstadt Krakau zurück.

Anmerkung

Die Informationen über die Anfänge der Firma Ernst Meck sind dem „Industriekulturpfad 2“, den das Centrum Industriekultur Nürnberg 1985 herausgegeben hat, entnommen.

Häftlingsnummer 7700



Nachweis über Zwangsarbeit und Häftlingskarte aus dem KZ Flossenbürg (Quelle: privat)

47

„Sau raus, Kultur rein“ – ein Bericht aus der Zeit, als St. Leonhard erwachte

von Klaus Winkler

48 Seit Mitte der 1980er Jahre war bekannt, dass der alte Schlachthof in den 90ern geschlossen wird. Ein privater Fleischbetrieb hatte vor auf demselben Gelände – allerdings nur auf etwa der halben Fläche – einen neuen, privaten Schlachthof zu bauen. Daraus wurde jedoch nichts.

Im Juli 1989 wurde erstmals ein Kulturzentrum auf dem frei werdenden Areal ins Gespräch gebracht und im Februar 1992 erfuhr die Öffentlichkeit von Vorstellungen im Kulturreferat in der inzwischen abgerissenen Schweineschlachthalle ein Stadtteil-Kino und ein Jazzhaus entstehen zu lassen. Es dauerte noch eineinhalb Jahre, bis sich die Vereine, Initiativen, Gruppierungen und Parteien (leider blieben die konservativen Parteien immer auf Tauchstation) im Stadtteil zu einem geschlossenen Handeln fanden. Dann ging alles ganz schnell, vielleicht auch deshalb, da nur eine Handvoll wirklich Aktiver sich des Themas angenommen hatte, sich diese kleine Gruppe aber der Unterstützung so gut wie aller Stadtteilgruppen sicher sein konnte. Im Ziel war man sich einig: möglichst viel Kultur und möglichst wenig Schlachthof in den Stadtteil.

„Sau raus, Kultur rein“

Der Gründung des Trägervereins „Sau raus, Kultur rein“ folgte im Sommer 1993 die irrwitzige Forderung nach einem Schweinemuseum am Schlachthofgelände „um den Millionen von Opfern auf alle Zeiten zu gedenken.“ Der öffentliche Aufruf „Exponate“ zu spenden, verfehlte nicht sein Ziel; die Zahl der gespendeten „Kunstobjekte“ (eine Reihe von ihnen sind noch heute in Vitrinen der Villa Leon zu bewundern) hielt sich zwar in Grenzen, doch das Medienecho war enorm und das öffentliche Interesse geweckt. Sogar die Betreiber des Schweinemuseums in Bad Wimpfen konnten sich vorstellen in Nürnberg ein zweites Museum zu eröffnen. Binnen weniger Wochen rückte St. Leonhard in den kommunalpolitischen Fokus. Ein (Kunst-)blutünstiges Happening in einem Bierzelt unter dem Titel „Schlächterding“ tat sein Übriges dazu. Plötzlich waren die „Stadtteilspaziergänge“ gut besucht. Selbst Stadträte nahmen teil und versicherten den Leonhardern ihre Unterstützung, Der „vergessene und stille Stadtteil“ war plötzlich hellwach und voller Leben. Im September 1993 erreichte man das erste Etappenziel. Die

technischen und architektonischen Forderungen an den neuen Schlachthof wurden so hoch geschraubt, dass der vermeintliche Betreiber sich einen Schlachthofneubau nicht mehr leisten konnte – oder wollte. Plötzlich und kaum erhofft war die Entwicklungschance für den Stadtteil da! Das riesige und bis dahin minderwertig genutzte Gelände zwischen Rothenburger und Schwabacher Straße wurde frei und konnte mit einem umfassenden Planungskonzept völlig neu entwickelt werden. Aus den Spaß- und Happening-Aktivisten von „Sau raus, Kultur rein“ wurden geschätzte (wenn auch manchmal ziemlich nervige) Gesprächspartner für Politik und Verwaltung.

Der Zufall hilft

Damals schon hatten die Kommunen mit stark rückläufigen Finanzmitteln zu kämpfen. Also stellte sich die Frage, woher das Geld nehmen für eine fortschrittliche Bebauung und vor allem für Kultur und Erhalt möglichst vieler historischer Gebäude des alten Schlachthofs. Der Zufall kam den Aktivisten entgegen. Gerade hatte die bayerische Staatsregierung einen Teil ihres „Tafelsilbers“ verkauft und mit der „Offensive Zukunft Bayern“ neben der Förderung von Wirtschaftsprojekten auch den Kommunen in Bayern die Förderung innovativer Stadtentwicklungsprojekte in Aussicht gestellt. St. Leonhard und sein abrisseifer Schlachthof, gerade in den Fokus der Stadtentwickler gerückt, hob den Finger am höchsten und konnte sich gegen das von der CSU favorisierte Projekt am US-Hospital durchsetzen. Das Unwohlsein war groß, als die CSU später die Planungen am ehemaligen Schlachthofgelände unter dem Titel „Stoiber-City“ verkaufte (sowie noch heute die Staatskanzlei in München alles Gute in Bayern als ein gottgewolltes Geschenk der CSU zu vermarkten versucht). Im Nachhinein betrachtet war es ein großes Glück für den Stadtteil, dass man die Namen Stoiber und Schlachthof so eng in Verbindung brachte – selbst bei der EXPO 2000 in Hannover hatte die Staatsregierung mit „Stoiber-City“ geworben! Denn nicht nur einmal spürte man, dass die Christsozialen nicht sonderlich viel Herzblut für das Projekt verschütten wollten. Sogar noch im Sommer 1997 stellte die Landesregierung das Gesamtprojekt in Frage, obwohl zu diesem Zeitpunkt das Planungskonzept schon beschlossen und 17 Millionen für Abriss und Sanierung ausgegeben waren.



Logo der Aktion
„Sau raus Kultur rein“
(Quelle: privat)



Familienzentrum der AWO (Quelle: privat)

Viel Kultur – wenig Schlachthof

Schwierige Jahre

Die folgenden Jahre waren schwierig. Mal sollte das Kindermuseum im Kief'schen Bau sterben, dann das ehemalige Gaststättengebäude (das heute den Kindergarten und verschiedene weitere Jugend- und Familienprojekte beheimatet) doch nicht saniert, sondern abgerissen werden. Trotz vieler, zum Teil auch schmerzhafter Kompromisse, die Stadtteilinitiative blieb ihrer Kernforderung treu: kulturelle und soziale Nutzung im Ensemble des Eingangsbereiches zum ehemaligen Schlachthof und Kindermuseum im Kief'schen Bau. Die Durchsetzung dieser Forderung kostete allerdings jede Menge Kraft. Es war eine Zeit der spontanen „Spaziergänge“ und Demonstrationen, der Pressekonferenzen und Leserbriefe, gezielter Kunstaktionen und unzähliger Sitzungen und Gespräche.

Erfolg

Erst als Nürnbergs damaliger Baureferent Walter Anderle am 11. April 2000 einen kleinen Bagger mit Presslufthammeraufsatz in Bewegung setzte und symbolisch den Umbau des ehemaligen Veterinärarnamtes zur Villa Leon startete, konnte man sicher sein, die Schlacht war gewonnen, die Bürgerinnen und Bürger von Leonhard und Schweinau hatten sich durchge-

setzt! Im November 2000 beginnt die Wohnbebauung. Im März 2001 wird das Kinderkulturzentrum im Kief'schen Bau eröffnet. Noch einmal Aufregung und Spontandemonstration samt viel Wirbel um das Gaststättengebäude, als im Mai 2001 Wirtschaftsreferent Fleck laut über die gestiegenen Sanierungskosten nachdenkt und den Abriss erneut ins Gespräch bringt.

Dann war endgültig die „Sau raus“ und die „Kultur rein“. Im November 2001 wird die Villa Leon eröffnet. Im März 2002 ziehen die ersten Mieter ein. Kurz darauf wird der lästige Park-and-Ride-Parkplatz am Busbahnhof endlich geschlossen und es werden sogar die über 100 Jahre alten, über Jahre verschollenen gusseisernen Säulen aus den einstigen Schlachthallen wieder gefunden. Sie zieren heute einen kleinen Park inmitten des Geländes und erinnern daran, dass sich an dieser Stelle über 100 Jahre lang ein Schlachthof befand, der nach seiner Entstehung – nach den berühmten Schlachthallen von Detroit, „in denen die Metzger knöcheltief im Blut wateten“ – als der zweitgrößte Schlachthof der Welt galt.



Eröffnung der Villa Leon, Schlüsselübergabe
(Quelle: privat)

Die Erzählenden

50

Ella Altmann – „Ich glaub, wir sind die letzten Loonharder“, sagt sie überzeugt; seit mehr als 90 Jahren lebt sie mit ihren beiden Schwestern in ihrem Leonhard. Sie erzählt von einem Mietzins in Milliardenhöhe; von einem Auto mit dem Kennzeichen 2 N 60, das einem Arzt gehörte und das zeigt, wie wenige Autos es damals in der ganzen Stadt gab; sie erzählt von ihrem Vater, vom Schlittschuhlaufen auf dem Alten Kanalhafen, vom Spielen und Toben auf Wiesen vor dem Haus; von Soldaten, die sonntags von der Kaserne mit Musik zur Kirche zogen und von den vielen kleinen Einkaufsläden, die alles hatten, was im täglichen Leben gebraucht wurde und von einem unvergesslichen Wäschergeruch ...

Annette Beyer und Anja Kohn – „Mit Kopf, Herz und Hand“ ist ihr Motto im Kinder- und Jugendmuseum im Kachelbau. Früher Teil des ehemaligen Schlachthofs, ist der Kachelbau seit 2001 ein Ort zum Ausprobieren, Begreifen, Entdecken und Gestalten. Hier können Kinder backen, kochen, Butter schlagen, Gerstenkaffee rösten, einkaufen oder Wäsche waschen wie zu Großmutter und Urgroßmutter Zeiten. Und in der „Schatzkammer Erde“ entdecken sie die wahren Schätze der Erde ...

Barbara Christ kam mit neun Jahren mit den Eltern und Geschwistern aus Zyrowa, einem kleinen Dorf in Polen, nach St. Leonhard; in die Kollwitzstraße, in die große Stadt, in der so vieles neu und fremd war: die Ampeln, die Straßenbahn, die deutsche Sprache. Die kam nicht flüchtig von den Lippen und das trug mit dazu bei, als Außenseiterin abgestempelt zu werden: „In der Schule hießen sie uns Polaken.“ Später dann, in der Ossietzkystraße fühlte sich Barbara Christ zuhause ...

Christine Gaberdan ist aufgewachsen auf dem Leonharder Friedhof, der im Zweiten Weltkrieg zweimal bombardiert wurde; Kirche und Leichenhaus wurden zerstört; im Gräberfeld war ein riesiger Bombenkrater entstanden. Sie spielte in den Trümmern, wurde verschüttet, verletzt und noch rechtzeitig von einer Mitschülerin gerettet. Ein Ring Stadtwurst zur Hl. Kommunion 1943, die Quäkerspeisung durch die Amerikaner nach dem Krieg, im „Lagerle“ heimlich Bücher lesen, verborgen vor dem strengen Vater, der dies für Zeitverschwendung hielt ... davon erzählt sie; auch von ihrer Schulzeit – „Um Bildung sind wir betrogen worden“ – und von der Begegnung mit vielen Menschen in Leonhard ...

Olga Grineva erzählt von ihrem Leben in St. Leonhard, davon warum sie sich vor nicht allzu langer Zeit für ein Zuhause hier entschieden hat, von negativen und positiven Erfahrungen und Empfindungen und davon, was das Leben in diesem Viertel für sie liebenswert macht ...

Hans Hunglinger nimmt Sie mit in die „Traumräume“ auf dem ehemaligen Schlachthofgelände. In drei Wochen im Juli 1999 entstand durch Kinderhand eine Traumstadt aus Lehm, aus Stoffen und Zeltplanen, aus Stein. Ein alter Bauwagen wurde zu einer riesigen Kuh umgestaltet – eine Erinnerung an den vormaligen Schlachthof. Viele der entstandenen Objekte und Figuren wurden in verschiedenen Einrichtungen im Viertel aufgestellt ...

Gerhard Jochem erinnert an jüdische Viehhändler in St. Leonhard, wann und woher sie im 19. Jahrhundert kamen, was sie nach Leonhard führte, wie sie hier Fuß fassten, Familien gründeten, wie sie „verschwanden“ und was aus ihnen wurde. Spuren im Stadtteil finden sich keine mehr. Auch nicht in der Finkenstraße 33. Hier war die „Fäkalienvladestation“, von deren Gleisanlagen die Nazis im September 1942 den letzten „Judentransport“ in das KZ Theresienstadt schickten. Von den fast 1000 meist alten Menschen überlebten nur 26. Einer von ihnen berichtete darüber nach seiner Befreiung ...

Boris Khalfin fing 2002 in St. Leonhard mit seiner Frau Nadja ein neues Leben an, 60 Jahre nachdem er zum ersten Mal in seinem Leben nach Nürnberg gekommen war, damals aus Dnepropetrovsk in der Ukraine zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt. Er erzählte Olga Grineva was damals passierte, wie es ihm in Nürnberg bei der MAN und bei den „Werken und Bahnen der Stadt der Reichsparteitage“ ergangen ist und was ihn bewogen hat, Jahrzehnte später, als alter Mann nach Deutschland zu emigrieren und in St. Leonhard ein neues Leben zu beginnen ...

Anton (Toni) Kromer gehört zu den Pionieren der Nürnberger Kulturläden. Er leitete den ersten von inzwischen einem Dutzend dieser Art: den Kulturladen in der Rothenburger Straße. Der ging 1975 als KuRo „ans Netz“ und zog 25 Jahre später in das neue Bürgerzentrum Villa Leon ein. Als pädagogischer Alleskönner führte er viele unterschiedliche Menschen mit und ohne deutschen Pass in Werkstätten und Kulturprogrammen zusammen. Die kleine Bühne im KuRo

bot zahlreichen späteren Künstlerberühmtheiten eine Möglichkeit, erstmals ihr Talent vor Publikum zu präsentieren: Harald Schmidt, Sigi Zimmerschied, Alex Campell, Fitzgerald Kusz und Bernd Regenauer waren darunter. In die Nürnberger Partnerstädte in Europa und in Israel wurden viele Reisen organisiert. Und wenn einer eine Reise macht, dann kann er was erzählen ...

Güngör Kuzeyli, Nazmiye Gibbs, Hatice Kocacenk, Uysal Hikmet, Elif Tuluk, Sükriye Özdemir, Sermin und Hasan Kantar – sie alle kommen regelmäßig zum türkischen Seniorentreff in die Villa Leon. Sie sind „Gastarbeiter“ und „Gastarbeiterinnen“ der ersten Stunde. Gleichberechtigt mit ihren Landsmännern, wollten sich die jungen türkischen Frauen mit eigener Arbeit in Deutschland eine Existenz und ein gutes Leben für ihre Familien aufbauen. Heute sind sie in Rente. Der Kontakt untereinander und der Zusammenhalt macht den Treff für sie wertvoll. Wie sie nach Nürnberg kamen, was sie hier erlebten, welche Eindrücke sie haben und welche Gedanken – sie erzählen gerne etwas darüber ...

Hans Nachtrab erzählt von seiner Bäckerei, die mehr als 100 Jahre in St. Leonhard bestanden hat und die viele im Viertel vermissen. Weil es in vielen Küchen bis in die 1960er Jahre keinen Backofen gab, brachten die Hausfrauen ihre Kuchen und vor allem vor Weihnachten jede Menge Plätzchen und Stollen zum Backen. Eine besondere Erinnerung für Hans Nachtrab bleibt das „Zwickelschießen“ in den Backofen ...

Annette Pilotek und ihre Kolleginnen stellen den Mädchentreff in der Georgenstraße vor. Hier können Mädchen ab sechs Jahren einen „Chat-Führerschein“ machen oder aus Computerschrott Schmuck basteln; es gibt eine kleine Küche und eine Öko-Werkstatt. „Runter vom Sofa – raus in Natur und Kultur“ heißt die Devise immer freitags, und in den Schulferien gibt es ganz besondere, spannende Aktivitäten. Vor 25 Jahren haben die „Gründerfrauen“ hierfür die Weichen gestellt und aus einer Vision Wirklichkeit werden lassen ...

Werner Pregler lädt zu einem Spaziergang durch das „Universum Kreuzerstraße“ ein. Das frisch gebackene Brot in der „Bäckerei Fenuta“ verströmt einen wunderbaren Duft. Die „Metzgerei Moser“ ist Ziel vieler Rumäniendeutscher, die geduldig für die zahlreichen Spezialitäten Schlange stehen. Und wo gibt es in einer Metzgerei einen „Baumstriezel“? Die „Polnischen

Spezialitäten des Henryk Szafran“ dürfen nicht vergessen werden im multikulturellen Viertel St. Leonhard. Prächtig gestaltete Jugendstilhäuser, schlichter Genossenschaftswohnbau, Reihenhäuser für Familien, ein übrig gebliebenes Bauernhaus – auf wenig Raum lässt sich in der Kreuzerstraße der Wandel der Zeit erleben ...

Stefano, Dennis, Abigail, Clarissa, Adriana und Aslihan sind zwischen 14 und 15 Jahre alt und erzählen von ihrem Schulalltag in der Leonharder Hauptschule in der Schweinauer Straße. Sie nervt und stört der unsägliche „neue“ Pausenhof, den sie „Affen- oder Vogelkäfig“ nennen, weil sie sich hier wie Tiere in einem Käfig eingesperrt fühlen. Gerne machen sie Sport, Musik und Kunst; Ausflüge und etwas weniger Mathe, dafür mehr Englisch und Deutsch, fänden sie gut. Sie erzählen von der Aktion „Jung hilft Alt“; selbstständig etwas tun, das ist ihnen wichtig ...

Klaus Thaler kann auf eine lange Familientradition in St. Leonhard zurückblicken. Sein Urgroßvater Johann Georg war „Beindrechsler“, damals ein sehr qualifizierter Beruf. Er drechselte aus Tierknochen in einer Pfeifenfabrik Pfeifenköpfe und Pfeifenrohre. Mit Frau und Kindern wohnte er in einem Haus in der Finkenstraße, das es dort heute noch gibt. Für den „Beindrechsler“ Johann Georg und seine Familie hatte sich das Leben in St. Leonhard gut angelesen ...

Franciszek Urbanik war 22 Jahre alt, als ihn die Gestapo 1941 in der Nähe von Krakau verhaftete und mit vielen anderen polnischen Frauen und Männern zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppte. München, Nürnberg, Regensburg und das KZ Flossenbürg waren Stationen auf seinem Leidensweg. Er überlebte den Nazi-Terror und kehrte nach der Befreiung 1945 nach Polen zurück. Jahrzehnte später äußerte er den Wunsch, Nürnberg zu besuchen ...

Klaus Winkler gehört zu der Gruppe von Bürgerinnen und Bürgern in Leonhard, die sich vor ungefähr 20 Jahren intensiv für ein Ziel einsetzte: „Möglichst viel Kultur und möglichst wenig Schlachthof in den Stadtteil.“ Das riesige freigewordene Gelände zwischen Rothenburger- und Schwabacher Straße wurde frei, die Stadtentwickler nahmen die Arbeit auf und für die neu gegründete Stadtteilinitiative „Sau raus, Kultur rein“ begann eine bewegte Zeit mit spontanen „Spaziergängen“, Demonstrationen, Pressekonferenzen und Leserbriefen, gezielten Kunstaktionen und unzähligen Sitzungen und Gesprächen ...

51

1.435 Milliarden Mark Mietzins im Monat Aufsatzthema 1942: „Der Unterschied zwischen Angst und Furcht“ Ausprobieren, begreifen, entdecken und gestalten Fast eine kleine Idylle Viel Kultur – wenig Schlachthof Heit is schee ... Begeisternd & vielfältig Schon gut, dass

Viel Kultur – wenig Schlachthof Heit is schee... begeisternd & vielfältig Schon gut, dass sie ihre Kinder bei sich haben dürfen. Schule heute: Musik, Sport und mehr Farbe Eine höchst aufregende Zeit im Stadtteil Zusammenhalt & gegenseitige Unterstützung Das war jede Menge Handarbeit Aus Treffen entstanden langjährige Freundschaften Runter vom Sofa! Spuren gutmütig-schlitzohriger Zweckgemeinschaften In der Schule hießen sie uns Polaken Ein symbolischer Charakter Häftlingsnummer 7700 45 Kinder in einer Klasse und der Zuckerstand Konrad Schmerzhafte & glückliche Erinnerungen Raus aus Viel sie in der Großstadt Abschalten & glücklich sein schee... begeisternd & vielfältig Schon gut, dass chule heute: Musik, Sport und mehr Farbe Eine höchst aufregende Zeit im Stadtteil Zusammenhalt & gegenseitige Unterstützung Das war

Mit freundlicher Unterstützung von

Wir gestalten LebensRäume
WBG Nürnberg Gruppe

